Hubert Laitko

Theoria cum praxi. Anspruch und Wirklichkeit der Akademie*

1. Das theoria-cum-praxi-Postulat und der Wissenschaftsbegriff

Die Forderung, „theoriam cum praxi zu vereinigen", ist sicher die meistzitierte Wendung aus der Gründungsprogrammatik der Berliner Akademie. Sie wurde nicht nur in Grundsatzreden der Akademie der Wissenschaften der DDR regelmäßig verwendet, sondern gehörte beispielsweise auch zur geistigen Grundausstattung des westberliner Akademieprojekts. Der konzeptionelle Entwurf, mit dem die systematische Gründungsvorbereitung einsetzte – die von Wilhelm A. Kewenig, damals Senator für Wissenschaft und Forschung, 1984 vorgelegte *Gedankenskizze zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften zu Berlin* – begann mit dem Abschnitt *Zweckbestimmung durch die 'Väter' der deutschen Akademie-Tradition*, in dem ganz am Anfang die erwähnte Stelle stand[1]. Sie entstammt Leibniz' *Denkschrift in Bezug auf die Einrichtung einer Societas Scientiarum et Artium in Berlin* vom 24./26. März 1700, einer wahrscheinlich für D. E. Jablonski bestimmten Skizze der gleichnamigen Denkschrift für den brandenburgischen Kurfürsten vom 26. März 1700[2], und lautet vollständig: „Wäre demnach der Zweck theoriam cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, und,

* Festvortrag, gehalten auf dem Leibniz-Tag der Leibniz-Sozietät am 29. Juni 2000.

1 Wilhelm A. Kewenig, Gedankenskizze zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften zu Berlin. – In: Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jahrbuch 1987. Berlin/New York 1988, S. 271–280, hier S. 271f.

2 Leibnizens Denkschrift in Bezug auf die Einrichtung einer Societas Scientiarum et Artium in Berlin vom 26.März 1700. – In: Werner Hartkopf/Gert Wangermann, Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990. Heidelberg/Berlin/New York 1991. Dokument Nr.18, S. 219ff.

mit einem Wort, die Nahrungsmittel zu verbessern, überdieß auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet, und dessen Wunder besser als bißher erkannt, mithin die christliche Religion, auch gute Policey, Ordnung und Sitten theils bey heidnischen, theils noch rohen, auch wol gar barbarischen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden"[3]. Wenn man diesen einzigen Satz – und sei es unter Absehen von seiner zugleich missionarischen Intention – bedenkt und mit der faktisch abgelaufenen Akademiegeschichte konfrontiert, dann sieht man sofort, wie maßlos das Desiderat alles überstieg, was die Gelehrtengesellschaft vollbracht hat und was eine noch so vortrefflich organisierte Gelehrtengesellschaft jemals zu vollbringen vermag. Allerdings unterlag auch Leibniz selbst nicht der Illusion, dass sich ein solches Programm gleichsam im Handstreich institutionalisieren ließe; Hartmut Hecht sieht es als ein Zeugnis „für Leibniz' Realitätssinn, dass er diese Sozietät nicht durch einen einmaligen revolutionären Akt einführen will"[4].

Natürlich ist die Verbindung von Theorie und Praxis kein Spezifikum von Akademien Leibnizscher Prägung. Wenn Akademien bzw. gelehrte Gesellschaften charakterisiert werden, dann gebraucht man diese Termini (oder bedeutungsähnliche Äquivalente) mit größter Selbstverständlichkeit. So schrieb 1930 der Berliner Wissenschaftshistoriker Julius Schuster über die von Platon geprägte griechische Grundform der Akademie: „Nicht nur der Theorie galten die Zusammenkünfte, zu denen Plato seine Anhänger unter den Platanen und Ölbäumen des attischen Lokalheros Ακάδημος ('Ferngau') im Westen Athens an der Straße nach dem Peiraieus versammelte, sondern ebenso der Praxis: ein sizilischer Arzt, der die Akademie besuchte, trifft Plato und seinen Kreis mit der Frage beschäftigt, nach welchen Gesichtspunkten ein Kürbis dem botanischen System einzuordnen sei; und Plato gilt als der Erfinder der ersten mechanischen Uhr, durch die er den akademischen Mitgliedern zu einer bestimmten Zeit des frühen Morgens ein Signal mit einer Orgelpfeife zur Aufnahme der gemeinsamen Arbeit gab"[5]. Nicht um die blumige

3 Leibnizens Denkschrift in Bezug auf die Einrichtung einer Societas Scientiarum et Artium in Berlin vom 24./26. März 1700. – In: Hartkopf/Wangermann, Dokumente (wie Anm. 2), Dokument Nr.17, S. 216–218, hier S. 217.

4 Hartmut Hecht, Gottfried Wilhelm Leibniz. Mathematik und Naturwissenschaften im Paradigma der Metaphysik. Stuttgart/Leipzig 1992, S. 138.

Beschreibung geht es mir hier, sondern um die unbefangene Selbstverständlichkeit, mit der die Termini 'Theorie' und 'Praxis' als ein *Paar* schon zur Kennzeichnung sehr früher Formen des Wissenschaftsbetriebes verwendet wurden[6]. Übrigens stammt der Aufsatz, aus dem zitiert wurde, aus dem von Ludolph Brauer, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Adolf Meyer(-Abich) herausgegebenen bemerkenswerten Werk *Forschungsinstitute*, und es verdient ein Achtungszeichen, dass die Herausgeber in ein Werk mit diesem Titel einen Aufsatz über *Die wissenschaftliche Akademie als Geschichte und Problem* aufnahmen, obwohl die deutschen Akademien zu jener Zeit nicht über Forschungsinstitute verfügten. Vielleicht war diese Entscheidung auch nicht nur Ausdruck des allgemeinen geistesgeschichtlichen Horizonts der Editoren, sondern – konkreter – zugleich Reflex zeitgenössischer institutioneller Bestrebungen, denn die im Juni 1930 an das preußische Kultusministerium gerichtete *Denkschrift der Preußischen Akademie der Wissenschaften über die Erweiterung ihrer Tätigkeit* forderte die Einrichtung einer ganzen Reihe von Forschungsinstituten unter dem akademischen Dach[7].

5 Julius Schuster, Die wissenschaftlichen Akademien als Geschichte und Problem. – In: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele. Hrsg. von Ludolph Brauer, Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Adolf Meyer. Bd. 1. Hamburg 1930, S. 123–135, hier S. 123.

6 Freilich wäre es eine anachronistische Fehlinterpretation, wollte man bereits der platonischen Akademie zuschreiben, in einem irgendwie bestimmten Sinne die Einheit von Theorie und Praxis zum Prinzip ihrer Tätigkeit erhoben zu haben. Indes stand, wie Conrad Grau bemerkt, die Wiederbelebung des Platonismus in der italienischen Renaissancephilosophie an der Wiege der im 15. Jahrhundert einsetzenden neuzeitlichen Akademiebewegung. Es war auch nicht nur der Name, der aus der Antike übernommen wurde; die Züge der platonischen Akademie, die im frühneuzeitlichen Europa eine Wiederbelebung erfuhren, waren aber wohl eher der freimütige, nicht durch Disziplingrenzen eingeengte Diskurs unter Gleichrangigen und die Toleranz gegenüber der Differenz der wissenschaftlichen Positionen. – Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Fritz Jürß. Berlin 1982, S. 258f.; Conrad Grau, Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Leipzig 1988, S. 10.

7 Wolfgang Schlicker (unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle), Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus Teil II. Berlin 1975, S. 301ff.; Peter Nötzoldt, Strategien der deutschen Wissenschaftsakademien gegen Bedeutungsverlust und Funktionsverarmung. – In: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hrsg. von Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt. Berlin 2000, S. 237–277, hier S. 252–259.

Ein wenig weitergedacht, bemerkt man, dass das Verhältnis von Theorie und Praxis überhaupt kein spezifisch auszeichnendes Charakteristikum irgendeiner Art von Institution ist, sondern der generelle Modus, in dem sich Wissenschaft aus dem Ganzen der Gesellschaft heraushebt und sich zugleich mit diesem verbindet. Daher kann man eigentlich nicht voraussetzungslos beginnen, vom Theorie-Praxis-Verhältnis in Akademien als einer bestimmten Art von Institutionen zu handeln. Institutionen sind nach Karl Acham „relativ dauerhafte, durch Internalisierung ausgebildete Verhaltensmuster und Sinnorientierungen, denen in ihrer vollentwickelten Form Organisationen und sie legitimierende ideelle Objektivationen entsprechen, und die bestimmte – den individuellen Akteuren keineswegs immer bewusste – regulierende soziale Funktionen erfüllen"[8]. Wenn Institutionen in diesem Sinne allgemein als soziale Fixierungen von Handlungsregulativen aufgefasst werden, so muss man eine besondere Art von Institutionen, in diesem Fall die Akademien, als Vergegenständlichung dieser oder jener Spezifikation des generellen Theorie-Praxis-Verhältnisses zu verstehen suchen[9]. Die Entstehung eines neuen Institutionentyps wäre danach also als Folge einer vorgängigen inneren Differenzierung des Theorie-Praxis-Verhältnisses zu begreifen, nicht primär als deren Ursache, obwohl eine Institution, einmal entstanden, sekundär die in ihrem Rahmen ablaufenden Tätigkeiten formt und normiert.

Im Umgang mit diesen Termini erscheint es mir nicht legitim, „Theorie" und „Praxis" als korrelative Kategorien von gleicher Mächtigkeit aufzufassen, die sich an einander und durch einander bestimmen. *Praxis* ist menschliches Handeln bezogen auf jede mögliche Art von Reflexion, die darüber stattfindet, und *Theorie* (hier als Reflexionsweise und nicht als deren in Satzsystemen niedergelegte Abbreviatur verstanden) ist nur eine – allerdings wissenschaftsspezifische – Art, in der über Praxis reflektiert werden kann. Nennen wir Reflexion den Umgang mit Bildern, die Handlungskonstellationen repräsentieren und temporär vertreten, dann ist augenfällig, dass im kultu-

8 Karl Acham, Struktur, Funktion und Genese von Institutionen aus sozialwissenschaftlicher Sicht. – In: Institutionen und ihre Geschichte. Theoretische Aspekte und mittelalterliche Befunde. Hrsg. von G.Melville. Weimar/Wien 1992, S. 33; siehe auch: Marco Nese, Soziologie und Institution. Ansätze zu einer theoretischen Erschließung. Basel 1994; Rüdiger vom Bruch, Wissenschaft im Gehäuse: Vom Nutzen und Nachteil institutionengeschichtlicher Perspektiven. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000) 1, S. 37–49.

rellen Repertoire des Menschen mannigfache und hochentwickelte Reflexionsformen enthalten sind, die zwar Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnis werden können, selbst aber nicht Wissenschaft sind, gegenüber dieser mit eigenem Recht bestehen und keineswegs mit dem Prädikat „vorwissenschaftlich" in einen Rangvergleich mit dieser gebracht werden dürfen. Es bedarf also einer Spezifikation, um Wissenschaft von kulturell gleichberechtigten, aber andersartigen Reflexionsweisen zu sondern, wobei Unterscheiden immer zugleich In-Beziehung-Setzen einschließt und fruchtbare Felder philosophischer Erwägungen eröffnet, die durch Begriffspaare wie „Wissenschaft und Kunst", „Wissenschaft und Moral" oder „Wissenschaft und Recht" markiert werden können und sich sämtlich dadurch auszeichnen, dass sie nicht einseitig aus der Sicht der Wissenschaft und mit deren Mitteln zu behandeln sind. In den achtziger Jahren ist dieser Gesichtspunkt – Wissenschaft als Moment eines Ensembles kulturell gleichberechtigter, aber qualitativ unterschiedlicher Reflexionsformen – im marxistischen Denken, das sich damit auch von früheren ökonomistischen Deformationen distanzierte, vielfältig zur Geltung gebracht worden. Insbesondere in der Sowjetunion entwickelte sich ein ganzes Bündel einschlägiger Strömungen[10]; diese vielversprechende Tradition ist, soweit mir bekannt ist, mit dem Zerfall der Sowjetunion und der kapitalistischen Transformation der Nachfolgestaaten jäh abgebrochen. In der DDR hatte Herbert Hörz – in bewusster Analogie zu der seit langem populären Denkfigur „Wissenschaft als Produktivkraft" – den Topos „Wissenschaft als Kulturkraft" in die Diskussion eingeführt[11]. Verschiedene Autoren griffen, ebenfalls im Sinne dieses Trends, den im orthodoxen Marxismus-Leni-

9 Ich habe versucht, diesen Gedankengang an einem anderen Fall wissenschaftlicher Institutionen – den Kaiser-Wilhelm-Instituten – auszuführen. – Hubert Laitko, Persönlichkeitszentrierte Forschungsorganisation als Leitgedanke der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft: Reichweite und Grenzen, Ideal und Wirklichkeit. – In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip. Hrsg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin/New York 1996, S. 583–632.

10 Э.С.Маркарян, Теория культуры и современная наука (логико-методологический анализ). Москва 1983; Философия и культура. XVII Всемирный философский конгресс: проблемы, дискуссии, суждения. Отв. ред. В.В.Мшвениерадзе. Москва 1987; Культура, человек и картина мира. Отв. ред. А.И.Арнольдов, В.А.Кругликов. Москва 1987.

11 Herbert Hörz, Wissenschaft als Prozess. Grundlagen einer dialektischen Theorie der Wissenschaftsentwicklung. Berlin 1988, S. 64–71.

nismus missachteten Gedanken auf, dass in einer entwickelten Gesellschaft „geistige Produktionsweisen" beständen, die keine bloßen Derivate der Produktionsweisen materieller Güter und Dienstleistungen darstellten, sondern Modi der Erzeugung geistiger Güter als „Produkte" sui generis und insofern eigenständige, irreduzible Produktionsweisen, die mit den materiellen interagieren, ohne sich in ihnen aufzulösen. Auch dies war ein Denkansatz, der über das steril gewordene Basis-Überbau-Schema hinausging und einen neuartigen Zugang zur Spezifikation der Wissenschaft als prozessierendes Theorie-Praxis-Verhältnis eröffnete. Hans-Peter Krüger hat mit seinem kommunikationsorientierten Ansatz der Wissenschaftsforschung[12] das „Produktionsparadigma" dialektisch aufgehoben und ihm eine Form verliehen, in der es in den wissenschaftsphilosophischen Diskurs der neunziger Jahre eingeführt werden konnte[13].

Die Heraushebung der Wissenschaft aus der Vielfalt der Reflexionsweisen geschah offenbar nicht schlagartig, sondern war ein langwieriger Prozess mit markanten Einschnitten im Altertum[14] und in der frühen Neuzeit[15]. Die Entstehung von Akademien im Leibnizschen Sinne[16] war eine Konsequenz des zweiten Einschnitts, der traditionell mit dem Etikett „Aufkommen der neuzeitlichen Naturwissenschaft" markiert wird[17]. Man kann es auch als sehr

12 Hans-Peter Krüger, Kritik der kommunikativen Vernunft. Kommunikationsorientierte Wissenschaftsforschung im Streit mit Sohn-Rethel, Toulmin und Habermas. Berlin 1990.

13 Hans-Peter Krüger, Perspektivenwechsel. Autopoiese, Moderne und Postmoderne im kommunikationsorientierten Vergleich. Berlin 1993, insbes. S. 65–69.

14 Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum (wie Anm.6); Ekkehard Schwarzkopf, Das Problem der Wissenschaftsentstehung. Dissertation B. Humboldt-Universität zu Berlin 1971; Лисма Павловна Гайденко, Эволюция понятия науки. Становление и развитие первых научных программ. Москва 1980.

15 Alistair Cameron Crombie, Von Augustin bis Galileo. Die Emanzipation der Naturwissenschaft. Köln 1959; Rupert Alfred Hall, Die Geburt der naturwissenschaftlichen Methode 1630–1720 von Galilei bis Newton. Gütersloh 1965.

16 Die Eigenart des Leibnizschen Akademiekonzepts im Vergleich mit bereits vorliegenden institutionellen Mustern und mit parallelen Bestrebungen, insbesondere den von Ehrenfried Walter von Tschirnhaus verfolgten Plänen, ist aus einer detaillierten Untersuchung von Siegfried Wollgast zu ersehen. – Siegfried Wollgast, Leibniz, Tschirnhaus und der Dresdener Sozietätsplan. – In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 13, Jg. 1996, H. 5, S. 73–96.

17 Klaus Garber/Heinz Wismann, Europäische Sozietätsbewegungen und demokratische Tradition: Die europäischen Akademien der frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. 3 Bde. Tübingen 1996; Gerhard Kanthak, Der Akademiegedanke

wahrscheinlich ansehen, dass dieser Vorgang so nicht stattgefunden oder sich zumindest sehr viel länger hingezogen hätte, wäre es nicht möglich gewesen, auf eine in der Antike begründete und im mittelalterlichen Denken ausgebaute[18] Kultur des Operierens mit abstrakten Begriffen und Denkschemata zurückzugreifen. Auf diesen Zusammenhang hatte bereits Gerhard Harig in seinen Untersuchungen zur Entstehung der klassischen Naturwissenschaft in Europa nachdrücklich hingewiesen: „Die Hochscholastik hatte das antike Bildungsgut umgeschmolzen ... Sie hatte, darauf aufbauend, die Lehre und die Kunst des Denkens und Schließens bedeutend verfeinert und wissenschaftliche Denkmethoden entwickelt". In religiösem Gewand waren „die Vorstellungen von dem gesetzmäßigen Zusammenhang alles Geschehens vertieft, die Methoden der Analyse und Synthese, der Induktion, ja sogar die Grundbegriffe der experimentellen Methode erarbeitet worden ... Im Rahmen des spekulativen Denkens waren zweifellos Fortschritte im Methodischen erreicht und Ansatzpunkte in Gestalt bestimmter Vorstellungen entwickelt worden, die zusammengenommen die Voraussetzungen boten, den von den Praktikern erarbeiteten Schatz wissenschaftlich zu bewältigen und damit zu heben und nutzbar zu machen"[19].

Das Erkenntnisideal, das die neue Epoche charakterisierte und das man – der leichteren Orientierung wegen, aber auch deshalb, weil das Lebenswerk dieses Gelehrten das Aufkommen des innovativen Ideals in besonderer Weise repräsentiert – mit dem Namen Galileis zu verbinden pflegt[20] – kann man,

zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung des 17.Jahrhunderts. Berlin 1987; Ю.Х.Копелевич, Возникновение научных академий. Середина XVII–середина XVIII в. Ленинград 1974; Martha Ornstein, The Role of Scientific Societies in the Seventeenth Century. 2. Aufl. Chicago 1938.

18 Alistair Cameron Crombie, Robert Grosseteste and the Origins of Experimental Science: 1100–1700. London/New York 1971; Виолетта Павловна Гайденко/Георгий Александрович Смирнов, Западноевропейская наука в средние века. Общие принципы и учение о движении. Москва 1989.

19 Gerhard Harig, Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaft in Europa. – In: Gerhard Harig: Physik und Renaissance. Zwei Arbeiten zum Entstehen der klassischen Naturwissenschaften in Europa. Mit einer Einführung von Hans Wußing (= Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften Bd.260). Leipzig 1981, S. 37–79, hier S. 43f.

20 Jürgen Mittelstraß, Galilei als Methodologe. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 18 (1995) 1, S. 15–25; Пиама Павловна Гайденко, Эволюция понятия науки (XVII -XVIII вв.). Формирование научных нового времен. Москва 1987, Кар. 2, S. 67–138; Michael Heidelberger/Sigrun Thiessen, Natur und Erfahrung. Von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen Naturwissenschaft. Reinbek 1981.

stark vereinfacht, folgendermaßen charakterisieren. Angestrebt wird eine Art des Gewinnens, Akkumulierens und Tradierens von faktischem Wissen über die wirkliche Welt, die über die methodische Bildung und Bearbeitung von mathematisch formulierten Theorien gelenkt wird. Diese Theorien konditionieren systematisches und in erster Linie experimentell vermitteltes Beobachten. Dadurch ist das empirische Wissen mit der Theorieebene rückgekoppelt, die über diese Rückkopplung dynamisiert wird[21]. Diese Dynamik konstituiert eine relative Autonomie – oder, wenn man anachronistisch einen modernen Terminus benutzen will, interne Pfadabhängigkeit – der Erkenntnisentwicklung. In diese Art von Wissenschaft ist so ein interner Stachel implantiert, der verhindert, dass das Moment des Tradierens – ohne das es keine Wissenschaft geben kann – dauerhaft die Oberhand gewinnt. Wissenschaft, die so funktioniert, ist historisch das kognitive Pendant zur kapitalistischen Produktionsweise, die – nach Karl Marx und Friedrich Engels – nur existieren kann, indem sie die Produktivkräfte fortwährend umwälzt, und für die ein stationäres Wirtschaftsregime gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch wäre[22]. Die Begründung dieses Zusammenhangs war, beginnend mit Boris Michailowitsch Hessen[23] und gipfelnd in John Desmond Bernals epochalem Werk *Science in History*[24], im zwanzigsten Jahrhundert ein zentrales Motiv der vom Marxismus inspirierten Versuche, Wissenschaft als ein integriertes Moment der Menschheitsgeschichte systematisch zu begreifen. Auch außerhalb einer strengen Bindung an marxistische Positionen wurde in dieser Denk-

21 Владимир Сергеевич Швырев, Теоретическое и эмпирическое в научном познании. Москва 1978.

22 „Die kapitalistische Produktionsweise *kann nicht* stabil werden, sie muss wachsen und sich ausdehnen, oder sie muss sterben". – MEW Bd. 20, S. 196; Hubert Laitko, Gedanken über die wissenschaftstheoretische Relevanz der ökonomischen Theorie von Karl Marx. – In: Karl Marx (1818–1883). Die aktuelle Bedeutung seiner Lehre für die Theorie und Praxis der Wissenschaftsentwicklung. AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien H. 38. Berlin 1984, S. 30–60.

23 Борис Михайлович Гессен, Социально-экономические корни механики Ньютона [1931]. – In: У истоков формирования социологии науки (Россия и Советский союз – первая треть XX в.) Хрестоматия. Hrsg. Rose-Luise Winkler. Тюмень 1998, S. 78–115; Dieter Wittich/Horst Poldrack, Der Londoner Kongress zur Wissenschaftsgeschichte 1931 und das Problem der Determination von Erkenntnisentwicklung. Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse Bd. 130, H. 5. Berlin 1990.

24 John Desmond Bernal, Die Wissenschaft in der Geschichte. Berlin 1961.

richtung gearbeitet, vom linken Flügel des Wiener Kreises[25] bis zu den „Starnbergern" der siebziger Jahre[26]. Die früheste Institutionalgestalt, die sich der experimentell fundierte und innovativ orientierte Typus von Wissenschaft geben konnte, waren die gelehrten Gesellschaften oder Akademien. Die Universitäten waren im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch kein geeigneter Ort, an dem er sich hätte entfalten können. Sie wurden es erst allmählich, aber meist sehr zögernd, im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts.

2. Einheit und Vielheit der Wissenschaft und das Selbstverständnis der Akademie

Das Erkenntnisprogramm, das sich mit dem Namen Galileis oder mit den beiden Namen Galileis und Newtons[27] markieren lässt, war von einer ungeheuren Durchschlagskraft. Es expandierte in die unterschiedlichsten Erkenntnisdomänen bis hin zur Ökonomie und Soziologie, es durchschlug alle ethnisch-kulturellen Barrieren und begründete die denkbar nachhaltigste Form intellektueller Globalisierung. Die in außereuropäischen Zivilisationen beheimateten traditionellen Erkenntnisformen wurden vom Programm der „western science" an die Wand gedrückt und in kurzer Zeit auf den Rang historischer Kuriositäten heruntergestuft. Partiell war dies mit Kolonialismus verknüpft, aber da dieser Effekt auch außerhalb kolonisatorischer Kontexte – etwa infolge der Meiji-Umwälzung in Japan 1868 – eintrat, dürfte es angemessen sein, ihn primär auf die kognitiven Qualitäten des Galilei-Newtonschen Erkenntnisprogramms zurückzuführen. Insbesondere in der Fähigkeit, Technik zu generieren und immer leistungsfähiger zu gestalten, war es jedem anderen kognitiven Ansatz, den die Menschheit bis dahin hervorgebracht hatte, weit überlegen. Es nimmt daher nicht wunder, dass es von vielen als das Paradigma von Wissenschaft schlechthin angesehen wurde und weiterhin wird, dessen expansive Gewalt alle Erkenntnisunternehmungen, die nicht auf seine Weise verfahren, bestenfalls als vorwissenschaftlich und noch auf dem Wege zu

25 Edgar Zilsel, Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Hrsg. und übersetzt von Wolfgang Krohn. Frankfurt a.M. 1976.

26 Gernot Böhme/Wolfgang van den Daele/Wolfgang Krohn, Experimentelle Philosophie. Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung. Frankfurt a. M. 1977.

27 Richard S.Westfall, Isaac Newton. Eine Biographie. Heidelberg/Berlin 1996; Alfred Rupert Hall, Isaac Newton. Adventurer in Thought. Cambridge 1996.

echter Wissenschaftlichkeit, schlimmstenfalls als nichtwissenschaftlich rangiert.

Zur Größe dieses Erkenntnisprogramms gehört zugleich seine grandiose Einseitigkeit[28]. Historisch an die Peripherie gedrängt wurden im scharfem Lichtkegel der mathematischen und experimentellen Verfahrensweise mindestens drei Gruppen von Phänomenen einschließlich der „weichen" Erkenntnisweisen, in deren Blickfeld sie sich befanden: zum ersten die Phänomene der *Komplexität* und *Ganzheit*, denn die neue Wissenschaft verfuhr analytisch; zum zweiten die Phänomene der *Individualität* und der *Historizität*, denn die neue Wissenschaft verfuhr über Zeit und Raum generalisierend; zum dritten die Phänomene der *Subjektivität*, denn die neue Wissenschaft verfuhr strikt objektiv bzw. objektivierend.

Die beiden erstgenannten Gruppen von Phänomenen sind im Laufe der Erkenntnisgeschichte – im wesentlichen allerdings erst im zwanzigsten Jahrhundert – vom „exakten" Theorietyp eingeholt worden. Es wäre pure Ignoranz, wollte man etwa von der modernen Physik der Selbstorganisation und der Evolution noch behaupten, sie ignoriere Komplexität, Individualität und Historizität[29]. Eines muss allerdings hinzugefügt werden: Das „Einholen" der ursprünglichen Wahrnehmung dieser Phänomene im Modus von „Science" bleibt auf den kognitiven Aspekt jener Wahrnehmung beschränkt und betrifft nicht deren Wertaspekt, der nicht mehr organisch in das wissenschaftliche Bild der Welt eingeschmolzen ist, sondern eigens thematisiert werden muss. Erst die Ausprägung der objektivierenden Erkenntnishaltung, der wissenschaftlichen Objektivität, hat das Verhältnis von Wissen und Werten als ein spezifisches Beziehungsproblem konstituiert[30]. Als objektivierende Erkenntnisweise

28 Eduard Jan Dijksterhuis, Die Mechanisierung des Weltbildes. Berlin 1956.

29 Hermann Haken, Synergetics. An Introduction. Berlin/Heidelberg 1973; Werner Ebeling/Rainer Feistel, Physik der Selbstorganisation und Evolution. Berlin 1982; Rainer Feistel/Werner Ebeling, Evolution of Complex Systems. Dordrecht 1989; Werner Ebeling/A. Engel/Rainer Feistel, Physik der Evolutionsprozesse. Berlin 1990; Komplexe Systeme und Nichtlineare Dynamik in Natur und Gesellschaft. Komplexitätsforschung in Deutschland auf dem Weg ins nächste Jahrtausend. Hrsg. von Klaus Mainzer. Berlin/Heidelberg 1999.

30 Mythos Wertfreiheit? Neue Beiträge zur Objektivität in den Human- und Kulturwissenschaften. Hrsg. von Karl-Otto Apel. Frankfurt a.M. 1994; Norbert Cobabus, Objektivität oder Kulturgebundenheit – Anschaulichkeit und Unanschaulichkeit. Eine kulturanthropologische und erkenntnistheoretische Betrachtung über wissenschaftliche Ansichten, Denkweisen, Methodiken und Konzeptionen. Aachen 1997.

hat Wissenschaft sukzessiv den Anthropozentrismus und seine Weiterungen wie den Geozentrismus und den Heliozentrismus überwunden. Als humane Potenz, als Moment des Menschseins hingegen muss Wissenschaft immer anthropozentrisch bleiben – sie wird, darüber hat uns die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts grausam belehrt, zu einer barbarischen Macht, wenn sie diesen Fixpunkt ihrer Wertorientierung jemals loslässt[31].

Anders verhält es sich mit der letzten der drei genannten Gruppen von Phänomenen, jenen der Subjektivität als einer irreduziblen Seite alles Menschlichen und damit auch der Wissenschaft selbst. Das Verstehen von Äußerungen anderer ist nie ohne Rest durch objektivierende Erkenntnisverfahren einzuholen[32]. Ein großer Teil der wissenschaftlichen Texte ist aber so abgefasst, als wäre es ein Monosubjekt, das das darin ausgedrückte Wissen über die Realität konstituiert, so dass man von der Problematik der Subjekt-Subjekt-Kommunikation absehen und dieses Wissen als unmittelbare Auskunft über das Objekt der Erkenntnis betrachten oder aber unterstellen kann, die Wissenschaft verfüge über Verfahren, deren Einsatz gewährleistet, dass die Subjektivität ihrer Akteure den Inhalt des Wissens nicht berührt und in der wissenschaftlichen Kommunikation von Person zu Person unveränderte Bedeutungen weitergegeben werden. In der Tat aber ist das Verhältnis eines jeden wissenschaftlichen Akteurs zu seinem Erkenntnisgegenstand in entscheidendem Maße durch die Äußerungen anderer Akteure vermittelt – der hermeneutische Zirkel öffnet sich prozessual zum Gegenstand hin, andernfalls wäre Erkenntnis überhaupt unmöglich, doch er kann niemals vollständig verlassen werden. Aus der Sicht naturwissenschaftlicher Forschungserfahrung hat Niels Bohr diesen unentrinnbaren Zusammenhang schon in den zwanziger Jahren in klarer Sprache beschrieben: „Das in Frage stehende Erkenntnisproblem lässt sich wohl kurz dahin kennzeichnen, dass einerseits die Beschreibung unserer Gedankentätigkeit die Gegenüberstellung eines objektiv gegebenen Inhalts und eines betrachtenden Subjekts verlangt, während andererseits – wie schon aus einer solchen Aussage einleuchtet – keine strenge Trennung zwischen Ob-

31 Herbert Hörz, Wissenschaft als Aufklärung? Von der Postmoderne zur Neomoderne. Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 28, Jg. 1999, H. 1, insbes. S. 29–36, 40f., 44f..

32 Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 4. Aufl. Tübingen 1975; Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven der konstruktivistischen Hermeneutik. Hrsg. von Tilmann Sutter. Opladen 1997.

jekt und Subjekt aufrecht zu erhalten ist, da ja auch der letztere Begriff dem Gedankeninhalt angehört. Aus dieser Sachlage folgt nicht nur die relative von der Willkür in der Wahl des Gesichtspunktes abhängige Bedeutung eines jeden Begriffes, oder besser jeden Wortes, sondern wir müssen im allgemeinen darauf gefasst sein, dass eine allseitige Beleuchtung eines und desselben Gegenstandes verschiedene Gesichtspunkte verlangen kann, die eine eindeutige Beschreibung verhindern"[33]. Nicht einmal die auf die Erkenntnis der außermenschlichen Natur gerichteten Zweige der Wissenschaft können vollständig von der interindividuellen Kommunikation und damit vom Phänomen der menschlichen Subjektivität absehen; noch weitaus weniger können dies die Wissenschaften vom Menschen.

Die Nichthintergehbarkeit der menschlichen Subjektivität begründet letztendlich die relative Selbständigkeit der Geisteswissenschaften[34]. Die Verwendung dieses Begriffes hat auch dann einen wohlbegründeten Sinn, wenn man die geistigen Phänomene nicht aus der Chimäre einer abstrakten Individualität, sondern aus dem sozialen Dasein des Menschen zu erklären trachtet; keineswegs ist er mit dem Begriff der Gesellschafts- oder Sozialwissenschaften äquivalent, die die objektivierende Verfahrensweise der Naturwissenschaft sinngemäß auf das Studium der sozialen Verhältnisse des Menschen übertragen. Nach meiner Ansicht sind bei der Beschäftigung mit dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft objektivierende ebenso wie hermeneutische Zugänge und auch Hybriden beider legitim und notwendig. Stimmt man dem zu, so muss man auch einräumen, dass es methodologische Monopolansprüche selbst der erfolgreichsten Disziplinen in der Wissenschaft nicht geben darf und dass man mit einer Pluralität von Wissenschaftstypen zu rechnen hat. Hermann von Helmholtz etwa, der ein Physiker höchsten Ranges war, hat zugleich explizit von Geisteswissenschaften gesprochen und mit feinem Takt ihre Eigenständigkeit respektiert. Ein Muster an Ausgewogenheit des Urteils – ausgesprochen in einer Zeit, in der die Physik zunehmend als verbindliches

33 Niels Bohr, Das Quantenpostulat und die neuere Entwicklung der Atomistik. – In: Die Naturwissenschaften 17 (1928), S. 484.

34 Gunter Scholtz, Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlagen und Wandel der Geisteswissenschaften. Frankfurt a.M. 1991; Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität? Hrsg. von Otto Gerhard Oexle. Göttingen 1998.

Vorbild für die wissenschaftliche Behandlung beliebiger Gegenstände aufgefasst wurde – war seine akademische Festrede *Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften* anlässlich der Übernahme des Prorektorats an der Universität Heidelberg im November 1862. Darin hieß es: „Überblicken wir nun die Reihe der Wissenschaften mit Beziehung auf die Art, wie sie ihre Resultate zu ziehen haben, so tritt uns ein durchgehender Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften entgegen. Die Naturwissenschaften sind meist imstande, ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen allgemeinen Regeln und Gesetzen durchzuführen; die Geisteswissenschaften dagegen haben es überwiegend mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu tun“[35].

Da das Aufkommen der modernen Akademien eng mit dem Aufstieg der neuzeitlichen experimentellen Naturwissenschaft verbunden war, erhebt sich die Frage, was diese Akademien unter dem gerade erörterten Blickwinkel eigentlich darstellten: Waren sie institutionelle Herolde eines methodologischen Monopolanspruchs der neuen Naturwissenschaft, oder verbanden sie die Pflege dieser progressiven Wissenschaftsform mit der Wahrung des Rechtes auf eine qualitative Vielfalt wissenschaftlicher Zugänge zur Wirklichkeit? Die 1652 entstandene Leopoldina[36], die 1662 offiziell ins Leben getretene Royal Society[37] (mit vollständigem Namen: Royal Society of London for Promoting Natural Sciences), die 1666 gegründete Académie des Sciences[38] –

35 Hermann von Helmholtz, Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften. – in: Hermann von Helmholtz: Philosophische Vorträge und Aufsätze. Hrsg. von Herbert Hörz und Siegfried Wollgast. Berlin 1971, S. 79–108, hier S. 93; zu den historischen und systematischen Zusammenhängen dieser Position siehe: Herbert Hörz, Brückenschlag zwischen zwei Kulturen. Helmholtz in der Korrespondenz mit Geisteswissenschaftlern und Künstlern. Marburg 1997.

36 Leo Stern, Zur Geschichte und wissenschaftlichen Leistung der Deutschen Akademie der Naturforscher „Leopoldina“. Berlin 1952; Georg Uschmann, 100 Jahre Leopoldina in Halle 1878–1978. Halle 1978; Benno Parthier, Die Leopoldina. Bestand und Wandel der ältesten deutschen Akademie. Halle/Saale 1994.

37 The Royal Society. Its Origins and Founders. London 1960; Margery Purver/E.J.Bowen, The Beginning of the Royal Society. Oxford 1960; Margery Purver, The Royal Society: Concept and Creation. London 1967; Michael Hunter, The Royal Society and Its Fellows 1660–1700. The Morphology of an Early Scientific Institution. Chalfont St.Giles 1982; Marie Boas Hall, All Scientists Now: The Royal Society in the Nineteenth Century. Cambridge 1984.

38 René Taton, Les origins de l'Académie Royale des Sciences. Paris 1965 ; Roger Hahn, The Anatomy of a Scientific Institution. The Paris Academy of Sciences 1666–1803.

sie alle waren dezidiert naturwissenschaftliche Vereinigungen. Im Vergleich zu diesen älteren Gründungen stellte die Berliner Sozietät eine bedeutsame Neuheit dar. Zwar war die Qualität ihres Mitgliederbestandes im europäischen Vergleich in den ersten Jahren ihrer Existenz keineswegs überragend; Conrad Grau hat in seinen Untersuchungen gängige Übertreibungen auf den bescheidenen Boden der Realität zurückgeführt. Nichtsdestoweniger verkörperte sie einen wesentlichen Fortschritt: „Der Gewinn für die brandenburgische Hauptstadt ... bestand vor allem darin, dass durch den wissenschaftsorganisatorischen Akt von 1700 grundsätzlich neue Voraussetzungen für die Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens geschaffen wurden, deren Wirkungen letztlich bis in die Gegenwart spürbar sind. Berlin war die erste deutsche Stadt, in der die erste Akademie der Welt gegründet wurde, in der Natur- und Geisteswissenschaften gepflegt werden sollten, die sich daher von allen bereits bestehenden Akademien hinsichtlich der Organisationsform und des Umfangs ihres Arbeitsgebietes unterschied und die in dieser Hinsicht auf den Aufbau späterer Akademien einwirkte. Demgegenüber ist zwar nicht unwichtig, fällt aber weniger ins Gewicht, dass viele Mitglieder auch nach dem damaligen Verständnis eigentlich nicht 'akademiewürdig' gewesen sind"[39]. Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit wird in diesem Worten sehr deutlich: Die dürftige Realität verhinderte nicht, dass im Strukturprinzip der Sozietät eine Perspektive von größter Zukunftsbedeutung kodiert war. Dieses Strukturprinzip trat in jenen Perioden besonders deutlich zutage, in denen die Berliner Akademie in Aufbau und Arbeitsweise eine Zweiklassensymmetrie praktizierte, war aber auch in jenen Phasen wirksam, in denen mehrere Klassen bestanden.

Eine solche Lösung war für beide Seiten – die Naturwissenschaften wie die Geisteswissenschaften – jedenfalls günstiger als ihre vollständige institutionelle Separation. Eine relative Trennung war durch die Existenz unterschiedlicher Klassen gegeben; zugleich war die Akademie als Gesamtkörperschaft immer ein Forum, das zentrale Fragen der Wissenschaft im Diskurs der „zwei Kulturen" erörtern konnte – dieser Diskurs bedurfte keiner außer-

Berkeley/Los Angeles/London 1971; Maurice Crosland, Science under Control: The French Academy of Sciences 1795–1914. Cambridge 1992.

39 Conrad Grau, Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg/Berlin/Oxford 1993, S. 68.

ordentlichen Arrangements, sondern war fest institutionalisiert. Bedeutende Naturwissenschaftler unter den Akademiemitgliedern wie Emil DuBois-Reymond oder Max Planck zeichneten sich durch einen ausgeprägten historischen Sinn aus, große Historiker und Philologen wie der Kirchenhistoriker Adolf von Harnack oder der Gräzist Hermann Diels bewiesen tiefes Verständnis für den kulturellen Wert der Naturwissenschaften. Der Anspruch, in Mitgliederbestand und Arbeitsformen „das Ganze" der Wissenschaft zu repräsentieren, erscheint mir als unabdingbares Charakteristikum einer Akademie, die in der Tradition der Leibniz-Jablonskischen Gründung steht. Eine solche Repräsentanz ist freilich, zumal in neuerer Zeit, nicht enzyklopädisch, sondern nur exemplarisch möglich. Heute ist der Ganzheitsanspruch so zu lesen, dass in einer Akademie die in der Gesamtwissenschaft einer bestimmten Zeit maßgeblichen komplementären Erkenntnisweisen vertreten sein und dort Gelegenheit und Anreiz zur Interaktion erhalten sollen[40].

An dieser Stelle ist es nun geboten, dem Begriff der Praxis als einem der Leitmotive dieses Vortrages nähere Aufmerksamkeit zu widmen. Zumindest eine provisorische Verständigung über diesen Begriff ist unerlässlich, um eine minimale Konsistenz der Argumentation zu gewährleisten. Mehr als eine vorläufige Festlegung ist aber an dieser Stelle auch gar nicht möglich, denn „Praxis" ist kein Alltagsbegriff, sondern eine in höchstem Grade kontroverse und schillernde philosophische Kategorie[41]. In der Fülle der Bedeutungen zeichnen sich zwei polare Stränge ab – auf der einen Seite die bis auf Aristoteles zurückgehende Auffassung menschlichen Handelns[42] unter dem Gesichtspunkt seiner Orientierung und Lenkung durch Ziele, Werte und Normen als Praxis („praktische Philosophie"); auf der anderen Seite das „lebensweltliche", phänomenologische Verständnis beliebiger menschlicher Tätigkeiten unabhängig von ihrer Beziehung auf eine als Nicht-Praxis aufgefasste Instanz. Die dieser Vieldeutigkeit entspringende Verwirrung, die auch auf den nicht-

40 Hubert Laitko, Betrachtungen zum Problem akademiespezifischer Forschung. – In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd.3, Jg. 1995, H. 3, S. 19–38.

41 Nikolaus Lobkowicz, Theory and Practice. History of a Concept from Aristotle to Marx. Notre Dame, Ind./London 1967; Zur Theorie der Praxis. Interpretationen und Aspekte. Hrsg. von P.Engelhardt. Mainz 1970; Die Praxis und das Begreifen der Praxis. Hrsg. von Michael Grauer, G.Heinemannn und Wolfdietrich Schmied-Kowarzik. Kassel 1985.

42 Alejandro G.Vigo, Zeit und Praxis bei Aristoteles. Die Nikomachische Ethik und die zeitontologischen Voraussetzungen des vernunftgesteuerten Handelns. Freiburg 1996.

philosophischen (etwa den wissenschaftspolitischen) Sprachgebrauch bei der Deutung des verbreiteten Topos „Wissenschaft und Praxis" durchschlägt, vermerkt Friedrich Kambartel: „Mit Hilfe des Begriffspaares theoretisch/praktisch wird in der Regel der Bereich wissenschaftlicher oder philosophischer *Theorien* den individuellen und gesellschaftlich-institutionellen *Handlungs*zusammenhängen des Menschen gegenübergestellt. Zur Verwirrung gibt diese globale Einteilung insbesondere deswegen Anlass, weil die Konstruktion und Rechtfertigung von Theorien selbst nicht anders als ein Handeln begriffen werden kann. Meist ist daher auch bei der Unterscheidung praktischer von theoretischen Tätigkeiten bereits eine Herauslösung des theoretischen Lebens aus dem Zusammenhang des alltäglichen und des politischen Lebens unterstellt..."[43]. In der phänomenologischen Linie fällt es bedeutend leichter, auch das Erkennen als eine Art von Praxis zu konzeptualisieren; dafür wird es aber problematisch zu erklären, worin der Erkenntnisgewinn bestehen soll, wenn man eine bestimmte menschliche Tätigkeit über die Feststellung ihres spezifischen Inhalts hinaus auch noch als Praxis bezeichnet.

Die Explikation von „Praxis" im Rahmen der „praktischen Philosophie", die mit einer theoretischen Philosophie konfrontiert wird, mündete historisch in die Transzendentalphilosophie des klassischen deutschen Idealismus und deren materialistische Negation durch Marx. Diese Negation erlaubte indes zwei nichtidentische Lesarten. Die erste besteht darin, den neuen Standpunkt zwar als materialistische Umstülpung, nicht aber als grundsätzliches Verlassen des subjektphilosophischen Ansatzes der klassischen Philosophie zu deuten. „Bewusstsein" bleibt, wenngleich als sekundär gegenüber der „Materie" aufgefasst, im Sinne der sogenannten Grundfrage eine philosophische Basiskategorie, der gegenüber „Praxis" einen abgeleiteten Status aufweist. Die praktische Tätigkeit stellt sich hier als materiell-umgestaltende dar, im Gegensatz zur theoretischen Tätigkeit, die Ideen erzeugt und bearbeitet und damit nicht zur Domäne der Praxis gehört. Diese Lesart war die im orthodoxen Marxismus-Leninismus festgeschriebene[44]. Ebenso gut kann man aus den

43 Friedrich Kambartel, Stichwort „praktisch". – In: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Hrsg. von Jürgen Mittelstraß in Verbindung mit Martin Carrier und Gereon Wolters. Bd. 3. Stuttgart/Weimar 1995, S. 329.

44 Hier sei zumindest konstatiert (obwohl es im Rahmen dieses Vortrages nicht ausgeführt werden kann), dass die *Fach*philosophie der DDR weitaus subtiler argumentierte. Die

philosophischen Äußerungen von Marx, insbesondere aus seinen Frühschriften, auch eine *praxisphilosophische*, den Ansatz der Transzendentalphilosophie gänzlich verlassende Wende herauslesen, wie es prominent Georg Lukács oder Antonio Gramsci taten; diese praxisphilosophische Wende hatte auch außerhalb des Marxismus, etwa im Pragmatismus oder im Existentialismus, diverse Gegenstücke[45]. Aus der Sicht des orthodoxen Marxismus-Leninismus galt diese Lesart als „revisionistisch", und wer sie offen vertrat, hatte in der DDR mit politischen Nachteilen zu rechnen, mochte er sich auch noch so sehr auf Marx berufen[46].

Als provisorische Verständigungsgrundlage wird hier eine Lesart vorgeschlagen, die die Differenz der beiden polaren Positionen in gewissem Maße überbrückt. Danach ist Praxis *potentiell* nicht weniger als das menschliche Leben selbst in seiner unermesslichen Vielfalt und Differenziertheit. *Aktuell* aber wird ein Gebiet der menschlichen Tätigkeit erst dann zur Praxis, wenn sich die Reflexion darüber erkennbar aus dieser Tätigkeit heraushebt und ihr als eine relativ selbständige Sphäre geistiger Tätigkeit gegenübertritt; er wird es in dem Maße, in dem eine solche Ausdifferenzierung erfolgt, und er wird es allein in Bezug auf diese Reflexionsinstanz. Außerhalb dieses Bezuges hat es keinen Sinn, eine menschliche Tätigkeit „Praxis" zu nennen. Von diesem Ausgangspunkt her bereitet es beispielsweise keine Schwierigkeit, auch Forschung als eine Praxis sui generis zu betrachten – nämlich in Bezug auf konzeptionelle, methodologische oder wissenschaftsphilosophische Erwägungen, auf die institutionalisierte Forschungsleitung usw.

Damit ist es legitim, von *Praxen* im Plural zu sprechen, und es ist auch hilfreich, dies zu tun, um zu gewissen Fixierungen im Gebrauch des Terminus „Praxis", die in der DDR – oft unreflektiert – verbreitet waren, auf Distanz zu gehen. Zu diesen Fixierungen gehörte vor allem die Neigung, dominant die Produktion materieller Güter oder gar nur die Entwicklung und den Einsatz von Produktionstechnik als *die* Praxis anzusehen und die Praxisnähe von Wissen-

Fachphilosophie war keineswegs einfach mit der *Partei*philosophie identisch, auch wenn die Berufsphilosophen zum großen Teil der SED angehörten.

45 Christoph Demmerling, Stichwort „Praxis". – In: Enzyklopädie Bd. 3 (wie Anm. 43), S.336f.

46 Guntolf Herzberg, Betr.: Philosophie der Praxis. Die verweigerte Diskussion. – In: Praxis – Vernunft – Gemeinschaft. Auf der Suche nach einer anderen Vernunft. Helmut Seidel zum 65. Geburtstag gewidmet. Hrsg. von Volker Caysa und Klaus-Dieter Eichler. Weinheim 1994, S. 41–63.

schaft daran zu messen, wie ausgedehnt ihre Beziehungen zu dieser Sphäre waren. Die in den letzten Jahren fortschreitende Tendenz, die Finanzierung von Forschung und Lehre immer stärker an die wirtschaftliche Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse zu binden, lässt erkennen, dass die genannte Einseitigkeit kein ausschließliches Spezifikum der DDR war. Etwas weiter gefasst, aber ebenfalls noch stark einengend war die Ansicht, Praxis sei allein materiell-umgestaltende Tätigkeit – auch wenn diese kategoriale Festlegung im Alltag wieder unterlaufen wurde, indem man beispielsweise von „politischer Praxis" sprach und damit auch die Einflussnahme auf Überzeugungen und Einstellungen meinte.

Demgegenüber erscheint die Annahme legitim, dass auch innerhalb der Grenzen der Wissenschaft eine Korrespondenz zwischen einer Vielheit von Praxen und einer Vielheit von Reflexionsformen besteht. Grob gesagt, bilden das Sprechen, das Formulieren von Texten, das Übersetzen von Texten, das kommunikative Verhalten der Menschen überhaupt für die Sprachwissenschaft mit gleichem Recht Praxisfelder, wie die Transformation physikalischer Effekte und chemischer Reaktionen in technologische Wirkprinzipien für die physikalischen und die chemischen Wissenschaften als deren spezifische Praxen gelten. Man könnte hier die Forderung aufstellen, dass eine Akademie keine dieser Reflexionsformen – solange sie im Rahmen der Wissenschaft bleiben – und damit auch keinen der entsprechenden Praxisbezüge im Prinzip ausgrenzen sollte.

Es gibt auch ältere Bürden der Tradition, die den Umgang mit dem Begriff der Praxis beeinflussen – und das nicht immer nur positiv. Die Universitäten entstanden historisch als Institutionalisierungen der Vorbereitung auf bestimmte, besonders ausgezeichnete Praxen[47]: die Praxis der kirchlichen Seelsorge, die Praxis der Rechtspflege und Rechtsetzung und in einem weiteren Sinn der Verwaltung, die Praxis des Gesundheitswesens (hier noch lange Zeit beschränkt auf den nichtchirurgischen Teil). Der Wissenschaftsstatus der entsprechenden Reflexionsformen – Theologie, Jurisprudenz, Medizin – stand außer Frage, er stellte im Gegenteil an den Universitäten lange das Maß aller Dinge dar, gegenüber dem die in der Philosophischen Fakultät vertretenen Fächer ihre Emanzipations- und Aufstiegskämpfe führen mussten – bis schließlich mit den Humboldtschen Prinzipien und der Implementation des

47 Rainer A. Müller, Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule. München 1990.

Forschungsimperativs in die institutionelle Identität der Universitäten ihre Emanzipation besiegelt und ihr Aufstieg unaufhaltsam wurde[48]. In den Sitzorten der deutschen Akademien rekrutierten sich die Ordentlichen Mitglieder nunmehr zum großen Teil aus dem Ordinarienbestand der zu den örtlichen Universitäten gehörenden Philosophischen Fakultäten. Das neuhumanistische Pathos der „reinen" Wissenschaft erschwerte es schon den Ordinarien der einstmals als die „höheren" geltenden drei traditionellen Fakultäten, in die Akademien zu gelangen – und es hielt jene, deren Anliegen die wissenschaftliche Durchdringung neuerer Praxen wie der aufkommenden Industrie war, aus Universitäten und Akademien heraus. Dadurch wurden insbesondere die Technikwissenschaften in Deutschland gezwungen, sich neben den Universitäten einen eigenen Institutionalisierungspfad zu bahnen[49]. Ungeachtet mancher Bemühungen war das Verhältnis der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu den Technikwissenschaften bis 1945 nie auf der Höhe der Zeit[50].

Die Betonung der „reinen" Wissenschaft, wie sie an der Preußischen Akademie der Wissenschaften gepflegt wurde, war ein ambivalentes Phänomen. Einerseits war sie eine wirksame Verteidigungsideologie gegen den Druck pragmatischer Zumutungen und sicherte der Wissenschaft Freiräume, die sie zu ihrer eigenständigen Entwicklung benötigte. Andererseits aber vereinseitigte sie das Selbstbild der Wissenschaft, ohne dass diese Einseitigkeit wenigstens in sich konsequent gewesen wäre. Bekanntlich galt die Hochschullehre immer als eine legitime Beschäftigung des „reinen" Wissenschaftlers; die Berliner Akademiemitglieder waren berechtigt, an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu lehren, ohne sich dort zuvor habilitieren zu müssen.

48 Hubert Laitko, Der Aufstieg der philosophischen Fakultät im 19.Jahrhundert – Keimzelle des modernen Universitätsprofils. – In: Bildungstheoretische Herausforderungen. Beiträge der Interdisziplinären Sommerschulen 1990 bis 1993. Hrsg. von Karl-Friedrich Wessel, Michael Mortag, Wilhelm Ebert (= Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik Bd.8). Bielefeld 1996, S. 28–69.

49 Lars U. Scholl, Die Entstehung der Technischen Hochschulen in Deutschland. – In: Handbuch Schule und Unterricht Bd. 7.2: Gesellschaft/Umwelt. Hrsg. von Walter Twellmann. Düsseldorf 1985, S. 700–715.

50 Wolfgang König, Die Akademie und die Technikwissenschaften. Ein unwillkommenes königliches Geschenk. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther. Berlin 1999, S. 381–398.

Mitarbeit an industriellen Innovationen zählte hingegen nicht als ein Moment der Akademikerrolle. Dabei ist die universitäre Lehre auch eine Praxis eigener Art: Der Akademiker kann nicht einfach aus seiner Forschungsarbeit berichten, wie er es gegenüber Fachkollegen täte, obwohl er nach Humboldt forschungsnah lehren soll, sondern er muss einen gegebenen, aus früherer Forschung stammenden Wissensfundus didaktisch so zurichten, dass seine Darbietung geeignet ist, Neulinge systematisch in einen bestimmten Zweig des Wissens einzuführen. Für alle Anwendungsfälle gilt gleichermaßen, dass das „reine" Wissen nicht so genommen werden kann, wie es ist; es erfährt eine dem Anwendungszweck gemäße Zurichtung, wobei die Differenzen der Applikationszwecke auch große Unterschiede in den Zurichtungsmodi bedingen, doch der stets präsente Zweckbezug macht die innere Verwandtschaft aller applikativen Prozesse aus.

Die korrelative Bestimmung von Praxis im Verhältnis zu Reflexionsinstanzen impliziert, dass auch die Wissenschaft selbst nicht immer und in jeder Hinsicht nur das Andere der Praxis darstellt. Auch reflektierende Tätigkeiten ihrerseits sind – in Bezugnahme auf Ebenen der Metareflexion, die sich eventuell über ihnen aufspannen – Praxen eigener Art. So entfalten sich auch innerhalb der Wissenschaft zahlreiche Theorie-Praxis-Bezüge (oder, anders ausgedrückt, reflexive Bezüge auf sich selbst – „Selbstreferenzen"). Im Forschungsprozess oszilliert die Aufmerksamkeit der Akteure zwischen der Konzentration auf das Objekt und der Konzentration auf das eigene Vorgehen. Die Äußerungen der selbstreflexiven Natur der Forschungstätigkeit reichen von fluktuierenden Orientierungswechseln bis zu befestigten Arbeitsteilungen (beispielsweise: theoretische Physik/Experimentalphysik; Hilfswissenschaften/Kernwissenschaften). Dem weitgefächerten Wissenschaftsbetrieb haben sich, vor allem im zwanzigsten Jahrhundert, vielfältige, zum Teil selbständig institutionalisierte Reflexionsaktivitäten überschichtet – von der traditionsreichen Wissenschaftsphilosophie über die stark soziologisch betonte Wissenschaftsforschung (science research, science of science) bis zu der neuerdings als Steuerungsinstrumentarium beliebten Wissenschaftsevaluation[51]. Der Umstand, dass sich die wissenschaftlich relevanten Praxen nicht nur in der Horizontalen als eine plurale Mannigfaltigkeit darstellen, sondern auch

51 Evaluation von Forschung. Methoden, Ergebnisse, Stellungnahmen. Hrsg. von Hans-Dieter Daniel. Konstanz 1988.

in der Vertikalen hierarchisch geschichtet sind, scheint mir wichtig für die Diskussion der Frage, ob Akademien in typologisch hochdifferenzierten Wissenschaftslandschaften eine spezifische, unersetzliche Funktion und damit eine Zukunft haben.

3. Wissenschaftsakademien als institutioneller Typus – Identität im Wandel

Im Laufe ihrer Geschichte haben die Akademien ihre Stellung in der Wissenschaft tiefgreifend verändert und werden das weiter tun. Diese Dynamik wird durch die Persistenz gewisser Institutionalprinzipien wie der Selbstergänzung durch Zuwahl und der Zuwahl auf Lebenszeit verdeckt. Gerade diese Konstanten oder Invarianten sind nach außen deutlich sichtbar; das verleiht den Akademien nicht selten das Image von Fossilien in einer sich modernisierenden Wissenschaftslandschaft, besonders dann, wenn die Zuwahlen überwiegend im fortgeschrittenen Lebensalter erfolgen und mit ihnen eine vor dem Eintritt in die Akademie erbrachte umfangreiche Lebensleistung gewürdigt wird, so dass ein hohes Durchschnittsalter der Mitgliedschaft resultiert und die Akademien als Stätten des Überblicks, der Erfahrung, des gemessenen und abgewogenen Urteils, gar der Weisheit erscheinen, aber durchaus nicht als Arenen kühner Ideen und innovativer Durchbrüche. In der Regel sind sich die Akademien dieser Problematik bewusst, und die Versuche, sie sinnvoll zu lösen, begleiten die Akademiegeschichte.

Dennoch kann man die Frage des Wandels von Akademien nicht in erster Linie aus Binnensicht stellen. Ihre inneren Entwicklungsprobleme spiegeln die Entwicklung der Wissenschaft selbst, die ihre gesellschaftliche Position mitbetrifft, und sie reagieren darauf. Aus der Vogelperspektive kann man die generelle Tendenz dieser Entwicklung in vier Trendaussagen fassen:

1. Das Unternehmen Wissenschaft ist tendenziell eine Wachstumsbranche der Kultur, es dehnt sich aus – fast immer gegen Widerstände, die sich in der Restriktion der verfügbaren Mittel äußern – und entfaltet seine interne Arbeitsteilung in mehreren Dimensionen[52].

52 Derek de Solla Price, Little Science, Big Science. New York/London 1963; S.Cole/Th.J. Phelan, The Scientific Productivity of Nations. – In: Minerva 37 (1999) 1, S. 1–23.

2. Die Vielfalt der Praxen, auf die sich Wissenschaft zweifach – konstitutiv und applikativ – bezieht, vergrößert sich in der Tendenz (Stichwort „Verwissenschaftlichung" oder „wissenschaftliche Durchdringung" der Gesellschaft[53]), und dieser Prozess wirkt auf die innerwissenschaftliche Arbeitsteilung zurück, beispielsweise durch die Herausbildung spezialisierter Transfertätigkeiten, die der Verknüpfung zwischen den Kernzonen der Wissenschaft und den Feldern ihrer Anwendung dienen.

3. Das Ensemble der wissenschaftlichen Institutionen wird nicht nur größer, sondern auch typologisch mannigfaltiger. Neue Typen von Institutionen bilden sich, ohne dass die alten verschwinden. Es kommt kaum vor, dass ganze Institutionentypen verschwinden, und selten, dass große Institutionen umstandslos aufgelöst werden – insofern stellte die Abwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR ein historisches Unikat dar, das schon aufgrund seiner Einzigartigkeit künftige Wissenschaftshistoriker lebhaft interessieren dürfte.

4. Die diversen wissenschaftlichen Institutionen bestehen nicht einfach nebeneinander, sondern sind als Ergebnisse und Phänomene von Arbeitsteilung zueinander komplementär und durch Austauschbeziehungen miteinander vernetzt, wobei diese Beziehungsnetze in die generelle, geographisch verortete Infrastruktur der Gesellschaft eingelassen sind, so dass sich die Institutionenensembles der Wissenschaft zu Wissenschaftslandschaften mit typischen Ballungsräumen und markanten Dichteunterschieden ordnen[54].

53 Gotthard Bechmann/Horst Folkerts, Politikberatung und Großforschung. Zum Problem der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft. Erlangen 1977; Lothar Hack/Irmgard Hack, Die Wirklichkeit, die Wissenschaft. Zum wechselseitigen Begründungsverhältnis von Verwissenschaftlichung der Industrie und Industrialisierung der Wissenschaft. Frankfurt a.M. 1985; Rolf Kreibich, Die Wissensgesellschaft. Von Galilei zur High-Tech-Revolution. Frankfurt a.M. 1986; Siegfried Höfling, Informationszeitalter – Informationsgesellschaft – Wissensgesellschaft. München 1996; Mathias Wingens, Wissensgesellschaft und Industrialisierung der Wissenschaft.

54 Hubert Laitko, Berlin-Brandenburg – ein historisch gewachsener einheitlicher Wissenschaftsraum. – In: Wissenschaftsforschung. Jahrbuch 1994/95. Hrsg. von Hubert Laitko, Heinrich Parthey und Jutta Petersdorf. Marburg 1996, S. 17-44; Hubert Laitko, Betrachtungen über den Raum der Wissenschaft. – In: Fixpunkte. Wissenschaft in der Stadt und der Region. Hrsg. von Horst Kant. Berlin 1996, S. 313–340; Hubert Laitko, Kommunikative und geographische Strukturen in der Wissenschaft. Eine Problemskizze. – In: Acta historica rerum naturalium necnon technicarum (Praha). New Series Vol. 3 (1999), S. 259–282.

Diese Tendenzbeschreibung bietet einen plausiblen Rahmen, um den Wandel der Akademien zu diskutieren. Noch zwei Überlegungen zum Charakter des institutionellen Wandels sollen hinzugenommen werden:

5. Wenn sich in einem Institutionennetz ein neuer Institutionentyp herausbildet, dann rearrangiert sich das gesamte Netz mit mehr oder weniger drastischen Konsequenzen für die Profile seiner älteren Elemente. Die Gründung der Universität, der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, der Technischen Hochschule und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft stellten in diesem Sinne Herausforderungen für die Preußische Akademie der Wissenschaften dar; die schlechtestmögliche Reaktion ihrerseits wäre eine Abkapselung gegenüber diesen Vorgängen gewesen.

6. Für die Funktionen, die ein nationales oder regionales Wissenschaftssystem in einer bestimmten Phase seiner Entwicklung zu erfüllen hat, gibt es keine eindeutige institutionelle Entsprechung. Vielmehr bestehen Alternativen, die für die einzelnen Institutionentypen unterschiedliche Funktionenportfolios bereithalten. Von übergeordneten Fragestellungen her – etwa der Entwicklungs- und Wettbewerbsfähigkeit des ganzen Wissenschaftssystems, seiner gesellschaftlichen Legitimation und Akzeptanz usw. – wird man aber optimale und suboptimale Lösungen unterscheiden können.

Wenn man davon ausgeht, dass für moderne Gesellschaften etwa ab 1900 größere grundlagenorientierte Forschungskapazitäten erforderlich sind, die in Permanenz arbeiten, ressortübergreifenden Charakter tragen und in der Bestimmung ihrer Aufgaben und ihrer Arbeitsweise von den Bedürfnissen der Ausbildung für bestimmte akademische Berufe unabhängig sind, dann sind für die institutionelle Lösung des Problems generell zwei Optionen vorstellbar:

a) Die Geburt eines neuen Typs wissenschaftlicher Einrichtungen, in denen dieser Forschungstyp exklusiv institutionalisiert wird.
b) Der Ausbau bereits bestehender Einrichtungen, indem ihnen Bereiche mit der neu erforderlichen Funktion mehr oder weniger eng assoziiert werden.

Stellt man die Frage in dieser Allgemeinheit, dann liegt auf der Hand, dass es kein Apriori-Argument gibt, das eindeutig für die eine oder die andere Option spricht, und ferner, dass jede der beiden Basisoptionen in diversen Varianten realisiert werden kann. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert war die

Gründung größerer Forschungsinstitute bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine ernsthaft erwogene Option. Die Entscheidung für eine selbständige Institutionalisierung in Gestalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft dürfte weniger auf einem systematischen Vergleich verschiedener denkbarer Ausprägungen des Institutionengefüges der Wissenschaft in Deutschland beruht haben als auf dem eher kontingenten Umstand, dass es der öffentlichen Hand tatsächlich oder vorgeblich an den für den als dringlich angesehenen Institutionalisierungsschritt erforderlichen Mitteln mangelte und daher eine effektive Form der Akquisition privater Mittel gefunden werden musste[55]. Die separate Institutionalisierung war ebenso eine legitime Lösung des Problems, wie es eine Ausstattung der Preußischen Akademie der Wissenschaften mit Instituten oder auch die Anlagerung von lehrfreien Forschungsinstituten an Universitäten gewesen wäre.

Damit ist die Frage der Optimalität von Institutionalformen nicht aus der Welt, doch sie kann erst dann sachlich erörtert werden, wenn zuvor die prinzipielle Legitimität aller Varianten anerkannt ist. In diesem Sinne war natürlich auch die Institutionalgestalt der Akademie der Wissenschaften der DDR eine legitime Lösung des Problems der Institutionalisierung von Grundlagenforschung. Ihre historische Analyse darf sich nicht der Macht der durch die Abwicklung geschaffenen Fakten beugen. Sie muss vielmehr unter Voraussetzung dieser grundsätzlichen Legitimität sachlich die Vor- und Nachteile eines wissenschaftlichen Institutionensystems erörtern, dessen Kompositionsprinzip – im Unterschied zu dem in der Nachkriegsentwicklung der Bundesrepublik Deutschland praktizierten Prinzip entfalteter institutioneller Ausdifferenzierung[56] – eine stärkere Konzentration unterschiedlicher Funktionen in ein und derselben Einrichtung vorsah.

Das Identitätsproblem der Akademien wurzelt in der Ausdifferenzierung der Wissenschaft zu typologisch vielgestaltigen Institutionennetzen. In ihrer Frühzeit standen sie für die Wissenschaft schlechthin; waren sie schon nicht

55 Bernhard vom Brocke, Verschenkte Optionen. Die Herausforderung der Preußischen Akademie durch neue Organisationsformen der Forschung um 1900. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 119–148; Hubert Laitko, Die Preußische Akademie der Wissenschaften und die neuen Arbeitsteilungen. Ihr Verhältnis zum „Kartell" der deutschsprachigen Akademien und zur Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 149–174.

der einzige Typus wissenschaftlicher Institutionen, so waren sie doch die institutionelle Avantgarde der Wissenschaft. Die Universitäten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts waren eher Stätten der Lehre als solche der Forschung, eher Stätten der Erudition als solche der Kreativität[57]. Bei diesem zurückhaltenden Urteil mag es bleiben. Es wäre eine oberflächliche Übertreibung, den Universitäten der frühen Neuzeit pauschal wissenschaftliche Sterilität zu attestieren. In diesem Sinne mahnt Siegfried Wollgast ausdrücklich: „Verabsolutierungen machen ein Bild unscharf. Ganz darf man den Universitäten Kreativität im 16. und 17. Jahrhundert nicht absprechen. Sie liegt weniger in der Pflege der Naturwissenschaften, soweit sie über beschreibende hinausgehen, als vielmehr in einem neuen weltanschaulichen Grundverständnis. Das orthodoxe Aristotelesbild wird an den Universitäten überwunden; auch an den Universitäten wird in einem langen Prozess, von Universität zu Universität mit unterschiedlicher Intensität, die Aufklärung vorbereitet"[58]. Auch dann, wenn eine Lehreinrichtung nicht per se forschungsorientiert ist, wirft der lehrende Umgang mit dem Wissen bereits kognitive Probleme auf. Von erheblicher Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung waren die Glaubenskontroversen, die zu jener Zeit die Universitäten beherrschten, auch wenn ihre Wirkungen zweischneidig waren. Sie stimulierten nicht nur die „Hilfswissenschaften" der Theologie (klassische Philologie, alte Geschichte), sondern generell den Geist des Diskurses; auch die leidenschaftliche geführte Polemik um Gegenstände, die uns heute nichtig erscheinen mögen, war eine Trai-

56 Hans-Willy Hohn/Uwe Schimank, Konflikte und Gleichgewichte im Forschungssystem. Akteurskonstellationen und Entwicklungspfade in der staatlich finanzierten außeruniversitären Forschung. Berlin/New York 1990, S. 39–62.

57 Über die mittelalterliche Universität, deren Habitus auch die höhere Bildung in der frühen Neuzeit noch weitgehend prägte, bemerkt Wollgast, es handele sich bei ihr „um Lernen und Aneignen, nicht um Hervorbringen der Wissenschaft. Die Vorstellung, durch eigene Forschung Wissenschaft erst hervorbringen zu müssen, der Ehrgeiz, neue Wahrheiten zu finden und solche im Vortrag mitzuteilen, das Verlangen, die Studenten zur Mitarbeit heranzuziehen, sie in die Forschung selbst einzuführen, all das lag dem alten 'Meister der freien Künste' fern. Ebenso der Gedanke, über Aristoteles hinauszugehen". – Siegfried Wollgast, Zur Geschichte des Dissertationswesens in Deutschland im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. – In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 32, Jg. 1999, H. 5, S. 5–41, hier S. 7.

58 Siegfried Wollgast, Die gesellschaftliche Stellung des Gelehrten vom 16. bis 18.Jahrhundert in Deutschland – Veränderungen, Entwicklungen und Tendenzen. – In: Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte H.4. Rostock 1980, S. 45–75, hier S.67.

ningsarena für logisches Schließen und für die Strategie und Taktik der Argumentation, die der Wissenschaftsbetrieb nicht entbehren kann. Dennoch bestand der eigentliche Zweck der Universitäten darin, den Nachwuchs für die gelehrten Stände heranzubilden, deren Tätigkeit nicht oder nicht wesentlich innovativ war. Folglich wurden auch die Professoren nach ihrer Erudition und Eloquenz und nicht nach ihrer Forschungsleistung beurteilt. Sie durften Forscher sein, mussten es aber nicht – fehlende Forschungsleistung war kein Grund für die Entfernung von der Universität.

Anders verhielt es sich bei den gelehrten Gesellschaften vom Akademietyp. Hier zählte der eigene Forschungsbeitrag, und andere Aktivitäten wie Korrespondenzen, Vergabe von Preisen usw. waren dem untergeordnet. Wo die Gesellschaften aber in Richtung auf unverbindliche gelehrte Unterhaltung in der Art schöngeistiger Salons abdrifteten, da wurde dies als ein Phänomen von Dekadenz empfunden und kritisiert. So prangerte Charles Babbage in seinem 1830 erschienenen Buch *Reflections on the Decline of Science in England* den damaligen Niveauverlust der Royal Society an und gründete, um dem entgegenzuwirken, 1831 mit einigen Freunden die *British Association for the Advancement of Science*[59]. Insofern waren die Akademien ursprünglich – konkurrenzlos – die institutionellen Repräsentanten der forschungsbetonten und forschungszentrierten Wissenschaft. Dieser Gedanke fand in Francis Bacons Utopie vom „Haus Salomons" seine zugkräftige ideologische Ausformung[60].

Einige Jahrhunderte später hat sich das Bild grundlegend gewandelt. Nun ist die Akademie nur noch ein wissenschaftlicher Institutionentyp unter vielen, die sich sämtlich forschungsbezogen definieren. Auf dem Weg dorthin musste jede institutionelle Neuerung, jedes Erscheinen eines neuen Institutionentyps für die Akademie zunächst als ein Verlust, als ein Abstrich von ihrer ursprünglichen Kompetenzenfülle erscheinen. Wenn es nicht gelang, diesen Verlust durch die Entwicklung neuer Funktionen zu kompensieren, dann waren Marginalisierungsängste unvermeidlich. Es erhebt sich also die Frage, ob es in einem ausdifferenzierten wissenschaftlichen Institutionengefüge eine Funktion (oder ein Funktionenbündel) – außer der symbolischen

59 Bernal, Die Wissenschaft (wie Anm.24), S.392.
60 Hörz, Wissenschaft als Aufklärung? (wie Anm.31), S. 26–29.

Verteilung von Reputation, für die Akademien traditionell in Anspruch genommen werden – gibt, für deren Wahrnehmung Einrichtungen von der Art einer Akademie bestmöglich geeignet sind. Das Gründungskonzept der Berliner Sozietät um 1700 war der Sache nach ein Vorschlag, Wissenschaft für ein Staatswesen zu organisieren, das bis an die Grenze des damals Vorstellbaren wissenschaftszugewandt war; deshalb waren auch alle denkbaren Praxisbezüge mitreflektiert[61]. Diese eigentlich auf ein ganzes Wissenschaftssystem gerichtete Idee musste mit der sehr bescheidenen Akademiewirklichkeit kollidieren.

Wie praktisch man sich damals das Wirken der Sozietät vorstellte, lässt sich exemplarisch aus einer Passage der vom brandenburgischen Kurfürsten unterzeichneten General-Instruction vom 11. Juli 1700 ersehen: „Und weilen unter andern auch in Betrachtung kommen, daß offt Feuer- und Waßerschaden geschehen, dadurch viele Leute in Armuth gesetzet werden, so hernach dem Publico unnützlich und beschwerlich fallen und von Uns oder Unsern Unterthanen übertragen, erhalten oder durch Beysteuern wieder aufgebracht, auch mit Baumaterialien begnadet werden müßen, so soll, im Fall die Societaet durch annnehmliche, ins Mittel bringende Vorschläge anweisen würde, wie solche Damna infecta und große Landschäden zum Theil verhütet werden könten, ihr Solches verstattet und von dem dadurch avantagirten und benutzetem Publico eine billige Gegenleistung dafür widerfahren"[62]. Im achtzehnten Jahrhundert war die Akademie durchaus bemüht, dem Gründungsauftrag praktischer Nützlichkeit nachzukommen, nicht nur unter dem Regiment des Soldatenkönigs, sondern auch unter der Herrschaft Friedrichs II. Ein probates Mittel dafür waren die von der Akademie gestellten Preisaufgaben zu utilitären Themen. Hans-Heinrich Müller, der die Preisschriften mit landwirtschaftlicher Thematik eingehend untersucht hat, fand dabei heraus,

61 Ganz ähnlich war, wie Wollgast zeigt, auch Leibniz' nicht realisierter Dresdener Akademieplan angelegt. In seiner Denkschrift von Anfang 1704 versprach er „großen und schleunigen Nutzen" der in Aussicht genommenen Akademie für Sachsen. Die verheißenen Aspekte gesellschaftlicher Wirksamkeit fasst Wollgast folgendermaßen zusammen: „Sie beziehen sich auf die Verbesserung der Studien, überhaupt der Erziehung und Information der Jugend, auf die Förderung der Ökonomie, dabei speziell der Berg-, Handwerke und der 'beaux arts', ebenso der Medizin, auf Schutz der Menschen vor dem und im Krieg, auf Feuer- und Wasserschutz, auf die Aussendung von Emissären für den Handel bis Indien, China und in die Tartarei". – Wollgast, Leibniz (wie Anm. 16), S. 92.

62 Hartkopf/Wangermann, Dokumente (wie Anm. 3), Dokument Nr.1, S. 69–75, hier S. 76.

dass von den etwa 2000 Sitzungen, die die Akademie von 1746 bis 1806 abgehalten hat, etwa 350 praktisch-ökonomischen Problemen gewidmet waren: „Der Bau von Küchenöfen, die Herstellung von Bausteinen, die Einsparung von Holz, die Gewinnung von Steinkohlen, Salz und Glas, das Konstruieren von Maschinen, die Verarbeitung einheimischer landwirtschaftlicher Rohstoffe, die Verbesserung der Nahrungsmittel und die Gründung von 'Fabriken und Manufakturen' hat sie ebenso beansprucht wie die Ausarbeitung einer Unmenge ökonomischer Gutachten zu eingereichten produktionstechnischen Erfindungen, Verbesserungen und Entwürfen"[63]. In bescheidenem Umfang schuf sich die Akademie während des 18.Jahrhunderts Forschungseinrichtungen, in denen auch Arbeiten mit angewandter Orientierung ausgeführt werden konnten. So hatte sie ein chemisches Laboratorium in der Dorotheenstraße, das 1753 errichtet und 1764/65 umgebaut worden war. Als Franz Carl Achard die Stelle des „ordentlichen Chemikers" bei der Akademie innehatte, nutzte er auch die Einrichtungen dieses Labors, um ein Verfahren zur Gewinnung von Rübenzukker zu entwickeln. Ende 1798 war Achard so weit, sein Verfahren im fabrikatorischen Maßstab erproben zu können. Die Prüfversuche fanden im Regierungsauftrag unter fachlicher Leitung von Martin Heinrich Klaproth mit Unterstützung von Beamten der „Berlinischen Zucker-Siederei-Compagnie" statt. Dabei wurden 16 Zentner Rohzucker aus Runkelrüben gewonnen. Die Einrichtung war danach nicht mehr verwendbar, so dass anstelle des veralteten Laboratoriums ein neues errichtet werden musste[64].

4. Institutionelle Weichenstellungen in der Berliner Akademiegeschichte

Es wäre nicht ausgeschlossen gewesen, die Akademie in dieser Richtung weiterzuentwickeln und aus Laboratorien, Kabinetten und Sammlungen im 19. Jahrhundert nach und nach Forschungsinstitute entstehen zu lassen. Die Durchsetzung des Berliner Universitätsplanes unter Friedrich Wilhelm III.

63 Hans-Heinrich Müller, Akademie und Wirtschaft im 18. Jahrhundert. Agrarökonomische Preisaufgaben und Preisschriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1975, S. 11.

64 Michael Engel, Chemische Laboratorien in Berlin 1750 bis 1945. Topographie und Typologie. – In: Fixpunkte. Wissenschaft in der Stadt und der Region. Hrsg. von Horst Kant.

führte jedoch zu einer anderen Weichenstellung. Nach der Kabinettsordre des Königs vom 22. September 1809, „betreffend die Verbindung der Akademie mit der zu errichtenden Universität", wurden „die mit der Akademie verbundenen Institute künftig von ihr getrennt, um zum gemeinschaftlichen Gebrauch der Universität und der Akademie zu dienen"[65]. De facto gingen die Forschungseinrichtungen damit an die neugegründete Universität über, die Akademie wurde auf den Entwicklungspfad einer Gelehrtengesellschaft ohne Institute gelenkt. Mit der Universität, aus deren Professorenschaft sich nun der Bestand der in Berlin anwesenden Akademiemitglieder im wesentlichen rekrutierte, rückte auch die Akademie von der technischen, gewerblichen, industriellen Praxis ab, während ihr die Nähe zur Praxis der höheren Bildung erhalten blieb[66]. Die Statuten vom 24. Januar 1812 erkannten in § 28 jedem ordentlichen Mitglied der Akademie das Recht zu, an der Berliner Universität zu lesen, allein kraft seiner Akademiemitgliedschaft, also auch dann, wenn das betreffende Mitglied kein ordentlicher Professor dieser Universität war[67]. Die Philosophische Fakultät, die das wichtigste personelle Reservoir der Akademie an der Universität bildete, betonte zwar den an ihr herrschenden Geist der „reinen" Wissenschaft im Kontrast zur Berufsorientierung der Lehre an den drei anderen Fakultäten, wurde aber in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz de facto vor allem zur Ausbildungsstätte von Gymnasiallehrern. Nach Wolfgang Neugebauer erklärt sich der erstaunliche Aufschwung der Philosophischen Fakultät allein daraus, „dass mit dem Bedarf an den vom Theologenstand gelösten professionellen Oberlehrern nun der entsprechende Studententyp das Bild der Universität ver-

Berlin 1996, S. 161–207, hier S. 171f.; Hubert Laitko, Klaproth als ordentlicher Chemiker an der kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. – In: Von der Phlogistik zur modernen Chemie. Vorträge des Symposiums aus Anlass des 250. Geburtstages von Martin Heinrich Klaproth. Technische Universität Berlin, 29. November 1993. Hrsg. von Michael Engel. Berlin 1994, S. 119–167, hier S. 131, 148.

65 Hartkopf/Wangermann, Dokumente (wie Anm. 3), Dokument Nr. 43, S. 247.

66 Walter Rüegg, Ortsbestimmung. Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften und der Aufstieg der Universitäten in den ersten zwei Dritteln des 19.Jahrhunderts. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 23–40.

67 Hartkopf/Wangermann, Dokumente (wie Anm. 3), Dokument Nr. 6, S. 94–104, hier S. 100.

änderte“[68]. Damit wurde die Philosophische Fakultät in gleicher Weise wie die anderen Fakultäten zu einer berufsbildenden Einrichtung[69]. Die Grundlagenorientierung der Akademie wurde durch ihr Abrücken von der wirtschaftlichen Praxis begünstigt. Das war ein situativer Vorteil, der jedoch keineswegs die Behauptung rechtfertigt, der Geist der Grundlagenforschung könne nur fern von Technik und Wirtschaft gedeihen. Seit dem späten 19. Jahrhundert gibt es Belege in Fülle für die entgegengesetzte Position – die Berücksichtigung technischer und wirtschaftlicher Erfordernisse kann ein starker Antrieb für die Grundlagenforschung sein, es kommt allein auf das theoretische Niveau an, auf dem diese Berücksichtigung erfolgt.

Eine weitere, bereits weiter oben kurz erwähnte Weichenstellung in der Berliner Akademiegeschichte war mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft verbunden. Nachdem schon vorher einige außeruniversitäre Forschungsinstitutionen entstanden waren, deren Profil teilweise – besonders deutlich ausgeprägt im Fall der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt[70] – bis in die Grundlagenforschung reichte, stand im frühen zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland die Gründung einer multidisziplinären, sektoren- und länderübergreifenden Organisation der Grundlagenforschung auf der Tagesordnung[71]. Die Preußische Akademie der Wissenschaften hatte im Bemühen darum, zur Trägerorganisation für grundlagenorientierte Forschungsinstitute zu werden, zunächst keine schlechten Karten. Ihre Bindung an den preußischen Staat wäre zwar ein Hindernis dafür gewesen, auf dem gesamten Reichsgebiet aktiv zu werden; ihre Mitgliedschaft im „Kartell“ der deutschsprachigen Akademien, dem sie 1906 nach langem Zögern beigetreten war, hätte aber Möglichkeiten geboten, diese Schranke auf dem Weg der interaka-

68 Wolfgang Neugebauer, Das Bildungswesen in Preußen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. – In: Handbuch der preußischen Geschichte. Hrsg. von Otto Büsch. Bd. II. Berlin/New York 1992, S. 605–798, hier S. 689.

69 Rudolf Stichweh, Ausdifferenzierung der Wissenschaft – eine Analyse am deutschen Beispiel. Bielefeld 1974, S.59.

70 Hubert Laitko, Die Einrichtung als innovatives Prinzip. Teil I und II. – In: Spectrum 20 (1989) 7/8, S. 65–68; 20 (1989) 9, S. 28–31.

71 Bernhard vom Brocke, Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. – In: Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft. Hrsg. von Rudolf Vierhaus und Bernhard vom Brocke. Stuttgart 1990, S. 17–162.

demischen Vernetzung zu überwinden. Auf eine noch immer nicht ganz klar durchschaubare Weise wurde die Akademie in einem sehr späten Stadium der Vorarbeiten aus dem Rennen geworfen. Plausibel erscheint die Annahme, dass das Interesse der öffentlichen Hand, den Anstieg der Wissenschaftsaufwendungen zu restringieren, und das Interesse mäzenatisch orientierter Kreise des Großkapitals, einen nicht durch die Hürden der akademischen Autonomie behinderten direkten Einfluss auf die Strategie der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung nehmen zu können, eine Allianz bildeten, die die Ansprüche der Preußischen Akademie der Wissenschaften wirksam abdrängen konnte.

Adolf von Harnack, der sich als Schöpfer der großen Akademiegeschichte zum Jubiläumsjahr 1900 der Sache der Akademie in besonderer Weise verbunden fühlen musste, tröstete sich in seinem neuen Amt als KWG-Präsident womöglich selbst mit der Idee, dass die Selbständigkeit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft jenseits der Preußischen Akademie der Wissenschaften nur eine vorübergehende sein könnte. Er entwickelte diese Idee in einem bemerkenswerten Brief an Hermann Diels vom 28.Oktober 1912, den er selbst als „vertraulich und sekret" kennzeichnete und der von Peter Nötzoldt im Wortlaut veröffentlicht worden ist[72]. Der ihm von Anfang an naheliegende Gedanke, die Gesellschaft „von vornherein und ausschließlich mit der Akademie der Wissenschaften zu verbinden", habe sich nicht durchführen lassen. Für ihre weitere Entwicklung sehe er aber „zwei konvergierende Linien, die sich notwendig einst schneiden müssen". Zunächst sei zu erreichen, „dass die beiden Gesellschaften in Frieden neben einander stehen und zusammenarbeiten... Ob überhaupt und wann die totale Fusion eine Wirklichkeit wird, könnte man dann ruhig abwarten". Die unmittelbare Wirkung dieser bewusst ins Unreine formulierten Gedanken mag allenfalls darin bestanden haben, den Unmut der Akademie über die gerade erfahrene deutliche Zurücksetzung etwas zu dämpfen. Die Physikalisch-mathematische Klasse der Akademie erhielt 1911 drei neue Mitgliederstellen, die eigens für Leiter von Kaiser-Wilhelm-Instituten

72 Die Veröffentlichung erfolgte nach einer Abschrift; das Original ist nach Angaben von Nötzoldt vermutlich Ende 1945 verloren gegangen. – Peter Nötzoldt, Wolfgang Steinitz und die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zur politischen Geschichte der Institution (1945–1968). Inaugural-Dissertation. Humboldt-Universität zu Berlin 1998. Dokument Nr.1, S. 275–277.

eingerichtet wurden. Die personelle Vernetzung zwischen beiden Institutionen war nicht unbeträchtlich, hatte aber für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft keine zentrale Bedeutung. Etwa ein Fünftel aller Wissenschaftlichen Mitglieder der KWG vor 1945 waren zugleich Mitglieder der PAW[73]. Die Ergebnisse der mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vollzogenen institutionellen Weichenstellung wurden aber nicht angetastet.

Eine Akademie mit Forschungsinstituten wäre eine institutionelle Innovation gewesen, auch wenn sie der Form nach nicht als Neugründung, sondern als qualitative Fortentwicklung einer bereits bestehenden Institution erschienen wäre. Der Ausschluss dieser institutionellen Innovation machte den Weg frei für eine andere, denn auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war eine innovative Schöpfung[74]. Das Prinzip, auf das sich die KWG gründete, schloss aber die akademietypische Symmetrie von Natur- und Geisteswissenschaften aus und führte zu einem starken Übergewicht des naturwissenschaftlichen Potenzials. Es ist bemerkenswert, dass sich diese Entwicklung auch in der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin wiederholte, sobald sie Institute anzulagern oder selbst aufzubauen begann. Das spiegelte sich auch in der Struktur des Mitgliederbestandes. In seiner 1963 vorgelegten Dissertation *The Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin and the Organization of Research in East Germany* vermerkte der amerikanische Soziologe Arthur M.Hanhardt jr. „eine Tendenz der zunehmend stärkeren Begünstigung der Naturwissenschaften" und konstatierte, „dass die anfängliche Parität zwischen Naturwissenschaften und Geistes- und Sozialwissenschaften in ein stabiles Verhältnis von 70 : 30 zugunsten der Naturwissenschaften und der technischen Fächer umgewandelt wurde"[75].

73 Conrad Grau, „...dass die beiden Gesellschaften in Frieden nebeneinander stehen und zusammenarbeiten". Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. – In: Dahlemer Archivgespräche Bd. 1. Hrsg. von Eckart Henning. Berlin 1996, S. 34–46.

74 Hubert Laitko, Geschichte der Wissenschaft in Berlin im Spannungsfeld von wissenschaftshistorischem Weltprozess und urbaner Prägung. Sitzungsberichte der AdW der DDR. Jg. 1988, Nr. 8/G. Berlin 1988, S. 24–33.

75 Arthur M. Hanhardt jr., Die Ordentlichen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1945–1961). Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. – In: Studien und Materialien zur Soziologie der DDR. Hrsg. von Peter Christian Ludz. Köln/Opladen 1964, S. 241–262, hier S. 241.

Mit der Gründung der KWG waren mögliche Versuche der Preußischen Akademie der Wissenschaften, zu eigenen Instituten zu gelangen, bis 1945 zuverlässig blockiert. Auch der besonders gut vorbereitete Vorstoß des Jahres 1930 verlief im Sand[76]. Die wenigen Beamtenstellen zur Betreuung der aufwendigsten akademischen Unternehmungen – im Jahre 1900 wurden aus Anlass des Akademiejubiläums vier Stellen für wissenschaftliche Beamte eingerichtet, später wuchs ihre Zahl noch etwas an[77] – waren nicht mehr als ein Trostpflaster. Lange Zeit wurde das – nicht unrichtig, aber einseitig – als Ausdruck einer Marginalisierung der Akademie gewertet. Hier erhebt sich eine Frage ganz grundsätzlicher Art: Muss es notwendig Marginalisierung bedeuten, wenn die Anzahl und Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Institutionen, unter denen die Akademie nur eine von vielen ist, immer größer wird? Dies wäre nur dann der Fall, wenn die Akademie keine unikale Funktion hätte, die sie für alle anderen wissenschaftlichen Einrichtungen unentbehrlich und unersetzlich macht. Eine solche unikale Funktion ist in ihrem Institutionalprinzip angelegt. Sie bleibt jedoch verdeckt, solange sich die Akademie, wie es ihrem historischen Ursprung auch durchaus entspricht, in erster Linie als Zentrum der Forschung definiert. Je mannigfaltiger die Wissenschaftslandschaften werden, in die Akademien eingelassen sind, um so größer wird ihr potenzielles Gewicht als Arenen der Kommunikation, der interinstitutionellen Vermittlung in allen Fragen, die die Wissenschaft als Ganzheit betreffen – und diese Ganzheit besteht ja nicht als ruhendes Sein in einer abgehobenen Ideensphäre, sondern als lebendige, prozessuale, kommunikative Vermittlung von Unterschiedenem. Diese Funktion tritt um so deutlicher hervor, je weniger die Akademie versucht, Funktionen zu doublieren, die im arbeitsteiligen Institutionensystem von anderen Elementen besetzt sind. Da die innerwissenschaftliche Arbeitsteilung nicht nur linear voranschreitet, sondern auch ihre eigenen Prinzipien historisch verändert, ist die Frage nach der Spezifik von Akademien nie ein für allemal beantwortet. Mit jeder größeren Wandlung der Wissenschaftslandschaften stellt sie sich auf neue Weise.

Ein Teil dieser Frage zielt darauf, inwieweit eine Akademie als eine Forschungsinstitution sui generis agieren kann und agieren sollte. In den frühen

76 Nötzoldt, Strategien (wie Anm. 7), S. 252–257.

77 Conrad Grau (unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle), Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil I. Berlin 1975, S. 87f.

Zeiten, als „Akademie" geradezu ein Synonym für „Forschung" war[78], schien sie noch ganz ohne Brisanz zu sein. Mit dem Eindringen des Forschungsimperativ in die Betriebsform von Universitäten wurde sie schon erheblich schwieriger. Die Akademiemitglieder wurden zwar – und so ist es bis heute geblieben – aufgrund ihrer Forschungsleistungen gewählt. Diese Leistungen hatten sie aber im wesentlichen nicht auf Rechnung der Akademie vollbracht, sondern als Professoren der Universität (oder als Beschäftigte anderer Einrichtungen) und mit deren Mitteln. Ihre Akademiemitgliedschaft war also keineswegs eine zweite Rolle, die sie neben ihrer beruflichen Tätigkeit und unabhängig von dieser auch noch spielten; vielmehr repräsentierten sie als Akademiemitglieder mit ihren Forschungsleistungen nicht nur sich selbst, sondern zugleich ihre „Arbeitgeber"-Institutionen, an denen sie unter anderem oder ausschließlich für ihre Forschungsarbeit bezahlt wurden. Wenn die Akademie als Trägerin eigener Forschungsunternehmungen auftreten wollte – wie es die PAW seit dem von August Boeckh 1815 begründeten griechischen Inschriftenwerk beispielhaft getan hatte –, dann musste begründet werden, warum die betreffenden Unternehmungen an den Universitäten keinen oder jedenfalls nicht den bestmöglichen Platz hatten. Ein beliebtes Argument dafür war (und ist) der Hinweis auf den Langzeitcharakter akademischer Unternehmungen[79]. Man hatte früh die Erfahrung gemacht, dass der Zeitbedarf für solche Vorhaben nur zu leicht um Größenordnungen unterschätzt wird. Stefan Rebenich weist darauf hin, dass das Boeckhsche Corpus Inscriptionum Graecarum ursprünglich innerhalb von vier Jahren, also im Jahre 1819, abgeschlossen sein sollte. Tatsächlich ist der erste Band 1825, der letzte (nach

78 Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. Hrsg. von Fritz Hartmann und Rudolf Vierhaus. Bremen/Wolfenbüttel 1977; Jürgen Voss, Die Akademien als Organisationsträger der Forschung im 18.Jahrhundert. – In: Historische Zeitschrift 231 (1980), S. 43–74; James E. McClelland, Science Reorganized. Scientific Societies in the Eighteenth Century. New York 1985; Conrad Grau, Forschungskonzeption und Organisationsformen europäischer Akademien der Wissenschaften im 17./18. Jahrhundert. – In: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Naturwissenschaftliche Revolution im 17. Jahrhundert. Hrsg. von Günter Wendel. Berlin 1989, S. 65–73; Rudolf Vierhaus, Die Organisation wissenschaftlicher Arbeit. Gelehrte Sozietäten und Akademien im 18.Jahrhundert. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 3–21.

79 Laetitia Boehm, Langzeitvorhaben als Akademieaufgabe. Geschichtswissenschaft in Berlin und in München. – In: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945 (wie Anm. 7), S. 391–434.

dem ursprünglichen Konzept) 1859 erschienen[80]. Bei Werkeditionen hatte man es bisweilen mit der paradoxen Konsequenz zu tun, dass ein Menschenleben zwar ausgereicht hatte, um das zu edierende Opus zu schaffen, während – ganz selbstverständlich – eine ungleich größere Zeitspanne vonnöten schien, um dieses Werk forschend zu sichten und sachgemäß zu edieren. So erging es auch dem Lebenswerk des Akademiegründers Leibniz selbst: Nach einem Jahrhundert ist mit 33 vorliegenden und drei weitgehend fertigen Bänden nach Feststellung von Hans Poser „ein gutes Drittel dessen verfügbar, was im Zuge des Langzeitvorhabens der Berlin-Brandenburgischen Akademie einmal als eine 100 Bände umfassende Leibniz-Ausgabe zur Verfügung stehen soll"[81].

Wilhelm von Humboldts Universitätskonzept ist in Deutschland weitestgehend in dem Sinne verstanden worden, dass die Universität der eigentliche Ort der Forschung sei und Forschung anderswo nur stattfinden könne und dürfe, wenn dies aus einleuchtenden Gründen an der Universität nicht möglich ist. Je weniger für diese Meinung eine rationale Begründung zur Verfügung stand – plausible Sekundärbegründungen wie das vitale Interesse der Universität am Graduierungsmonopol gab es hingegen in Fülle –, um so mehr verfestigte sie sich zum nichthinterfragbaren Axiom. Sie bildete eine Basiskomponente im Selbstverständnis der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die unverändert von der Max-Planck-Gesellschaft übernommen wurde. In klassischer Form wurde diese Ansicht 1928 von Friedrich Glum formuliert: „Die Universitäten und Hochschulen müssen die Überzeugung haben, dass die Kaiser Wilhelm-Institute in keiner Weise eine Konkurrenz darstellen, sondern zum Teil Hilfsinstitute im Humboldtschen Sinne in der Gesamtorganisation der deutschen Wissenschaft sind, mit denen ein ständiger Austausch von Gelehrten hinüber und herüber stattfinden soll, zum Teil Spezialinstitute auf Gebieten, auf denen die Hochschulen durch die Beschränkung auf den Lehrbetrieb sich sowieso nicht betätigen können. Natürlich wird es sich nicht vermeiden lassen, dass aus solchen Spezialdisziplinen Zentraldisziplinen werden, für die auch an den Hochschulen Lehrstühle geschaffen werden und dass

80 Stefan Rebenich, Die Altertumswissenschaften und die Kirchenväterkommission an der Akademie. Theodor Mommsen und Adolf Harnack. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 199–233, hier S. 224.

81 Hans Poser, Langzeitvorhaben in der Akademie. Die Geschichte der Leibniz-Edition zwischen Kaiserreich und geteiltem Deutschland. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945 (wie Anm. 7), S. 199–233, hier S. 224.

zeitweise Kaiser Wilhelm-Institute und Hochschulinstitute auf dem gleichen Arbeitsgebiet nebeneinander arbeiten. Hier müssen die Hochschulen wissen, dass die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft bemüht ist, beim Freiwerden einer Stelle zu prüfen, ob das von dem früheren Inhaber vertretene Fach noch weiter neben den Hochschulen gepflegt werden soll oder nicht vielmehr ein anderes, das sich an den Hochschulen noch nicht hat durchsetzen können"[82]. Mehrere Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft haben sich in gleichem Sinn geäußert.

Da dies als Selbstverständlichkeit galt, wurde der einstigen Akademie der Wissenschaften der DDR im Zuge ihrer Evaluation und Abwicklung der Vorwurf gemacht, sie habe Forschungsgegenstände und Forschungskapazitäten, die „eigentlich" an die Universitäten gehört hätten, an sich gezogen. In der Tat folgte das wissenschaftliche Institutionensystem der DDR nicht dem Axiom, dass Begriff und Gegenstandsfeld der Forschung grundsätzlich von den Universitäten her zu definieren seien. Vielmehr realisierte es – keineswegs vollständig, aber in einer gewissen Näherung – den Gedanken, dass das Netz der wissenschaftlichen Disziplinen eine duale institutionelle Existenz haben sollte: im System der Hochschulen und im System der außeruniversitären Forschung. Wenn man die Konstitutionsprinzipien von wissenschaftlichen Institutionengefügen in dieser Allgemeinheit formuliert, dann wird sofort sichtbar, dass es sich um legitime Alternativen handelt, die zwar verglichen und gegeneinander abgewogen, nicht aber nach einem kruden richtig/falsch-Schema beurteilt werden können.

Solange man es im wesentlichen mit einer institutionellen Dualität von Akademie und Forschungsuniversität am Ort zu tun hatte, wie es in Berlin von der Universitätsgründung bis zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der Fall war, konnten die Klassen- und Plenarsitzungen der Akademie als eine Art gehobenes disziplinenübergreifendes Forschungskolloquium der Universitätsprofessoren fungieren. Die kommunikative Eigenart der Akademien trat erst dann voll in Erscheinung, als weitere Typen wissenschaftlicher Institutionen so sehr an Gewicht gewonnen hatten, dass einzelne ihrer Repräsentanten auch bei den Zuwahlen zur Akademie berücksichtigt werden mussten.

82 Friedrich Glum, Die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. – In: Handbuch der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Hrsg. von Adolf von Harnack. Berlin 1928, S. 31f.

Dieser Zustand wurde in Berlin zwischen der Jahrhundertwende und dem ersten Weltkrieg erreicht. Unter den Ordentlichen Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften befanden sich zum Beispiel seit 1886 der Direktor des Preußischen Meteorologischen Instituts, Wilhelm von Bezold, seit 1895 die Physiker Friedrich Kohlrausch und Emil Warburg, die beide nacheinander das Amt des Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ausübten, seit 1900 der Geodät Robert Helmert, Direktor des Geodätischen Instituts in Potsdam, seit 1904 der Direktor des Materialprüfungsamtes, Adolf Martens, und andere mehr. Unabhängig davon, inwieweit die Genannten daneben auch Universitätsprofessuren wahrnahmen, ist deutlich sichtbar, dass die Repräsentanz außeruniversitärer wissenschaftlicher Einrichtungen im Mitgliederbestand der Akademie schnell zunahm. Die Akademie als Institution ging ihrerseits interinstitutionelle Verflechtungen ein; die bedeutendste war wohl ihr Engagement innerhalb der 1920 gegründeten Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft[83].

Die Einrichtungen, aus denen die Akademiemitglieder kamen, unterschieden sich nach Budget, Prestige und Einfluss sehr – aber innerhalb der akademischen Gelehrtengesellschaft konnte ein Kampf um Macht und Mittel nur in geringem Maße geführt werden. Wenn man es sehr idealisiert ausdrücken will, dann war die Akademie ein neutraler Boden, ein „herrschaftsfreier Raum", in dem sich der auf einem Montblanc kumulierter Ämter thronende wissenschaftliche Großorganisator und der allein über den eigenen Kopf gebietende introvertierte Gelehrte annähernd von gleich zu gleich begegnen konnten. In dieser Hinsicht war es nicht unwichtig, dass die Akademie kaum Forschungsmittel zu vergeben hatte, um deren Gewährung ein Konkurrenzkampf mit zugespitzten Interessengegensätzen und verhärteten Fronten hätte geführt werden können. In ihrer Fähigkeit, Angelegenheiten der Gesamtwissenschaft relativ frei von Interessen- und Machtdominanzen zu verhandeln, sind Akademien unersetzlich, und sie werden immer wichtiger, je mehr das wissenschaftliche Institutionengefüge ausdifferenziert.

Die Neueröffnung der einstigen PAW als Deutsche Akademie der Wissenschaften im Jahre 1946 war ohne Zweifel ein tiefgreifender akademiehistorischer Einschnitt, wie auch immer man diesen Vorgang bewerten mag.

83 Nötzoldt, Strategien (wie Anm. 7), S. 238–248.

Schließlich schuf sie eine Institution, die zugleich Gelehrtengesellschaft und Trägerin eines Ensembles außeruniversitärer Forschungsinstitute war und damit das, was im 18.Jahrhundert keimhaft angedeutet war, in entfalteter Form realisierte. Über die Struktur und die Funktionsweise dieser Institution und die Grundzüge ihrer Entwicklung bis zu ihrem von außen erzwungenen Ende besitzen wir seit kurzem eine komprimierte Gesamtdarstellung aus der Feder von Werner Scheler, die für alle in die Details gehenden Untersuchungen künftiger Forscher eine unverzichtbare Grundlage bilden wird[84]. Es dürfte heute auch als historisch erwiesen gelten, dass die Ausstattung mit Instituten kein Resultat einer Zwangsmaßnahme der sowjetischen Besatzungsmacht gewesen ist, sondern dem Willen der Akademikergemeinschaft entsprach, die die Gunst der Stunde nutzte und sich der Unterstützung der Besatzungsmacht versicherte, um ein lange angestrebtes Ziel endlich erreichen zu können; Peter Nötzoldt hat eine differenzierte Analyse der damaligen Interessenkonstellation zum Akademieproblem vorgelegt, aus der hervorgeht, dass ein ziemlich breiter Bereich von Übereinstimmungen bestand[85]. Ein signifikantes Detail dieser Vorgänge war, dass dabei – und zwar bereits im Jahre 1945 – Harnacks oben erwähnter Brief an Diels aus dem Jahre 1912 ins Spiel kam und erst jetzt, unter gänzlich veränderten Umständen, seine eigentlich brisante Wirkung entfaltete. Es ist anzunehmen, dass es der am 21. Juni 1945 zum Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse gewählte Botaniker Ludwig Diels war, der diesen Brief aus dem Nachlass seines Vaters dem Präsidenten Johannes Stroux zugänglich machte. Der Text des Briefes wurde, wie Nötzoldt mitteilt, sowohl der Berliner Magistratsverwaltung als auch dem neu eingesetzten Leiter der Kaiser-Wilhelm-Institute in Dahlem, Robert Havemann, zur Verfügung gestellt[86].

Die Ansicht, dass sich die Akademie nunmehr zügig mit Forschungsinstituten versehen müsse, wurde keineswegs nur von Wissenschaftlern geteilt,

84 Werner Scheler, Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss der Genese und Transformation der Akademie. Berlin 2000.

85 Peter Nötzoldt, Es muss ein Organ geschaffen werden, das stark genug ist, um Anspruch zu erheben, im einheitlichen Deutschland eine Rolle auf dem Gebiet der Wissenschaft zu spielen". Die Einflussnahme der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland auf die Entwicklung der Akademie im Nachkriegsdeutschland. – In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 15, Jg. 1996, H. 7/8, S. 99–122.

86 Nötzoldt, Wolfgang Steinitz (wie Anm. 72), S. 19f.

bei denen man Sympathien für das sowjetische Gesellschaftsmodell vermuten konnte; auch Akademiemitglieder, die schon wenige Jahre später in die westlichen Besatzungszonen übersiedelten oder an die im amerikanischen Sektor Berlins errichtete Freie Universität übergingen, vertraten aktiv diese Position. Der Astronom Hans Kienle beispielsweise, der 1946 Leiter der Potsdamer Institute war und 1950 nach Heidelberg wechselte, bezog sich in seiner zur Eröffnungsfeier der Akademie am 1.August 1946 gehaltenen Festrede auf die Funktion der Akademie, „Träger der gesamten Forschungsarbeit" zu sein. Die seit Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland vollzogene Entwicklung habe die Akademien dieser Aufgabe, zumindest auf naturwissenschaftlichem Gebiet, teilweise entfremdet. Kienle betonte die Verpflichtung, die der Akademie nunmehr daraus erwachse, „dass sie das verwaiste Erbe aus dem Zusammenbruch all der Einrichtungen antritt, die einst in Berlin ihren Sitz hatten, und dass sie darüber hinaus klar die große Chance erkannt hat, die ihr gerade in diesem Zeitpunkt durch die Besinnung auf ihre historische Aufgabe gegeben wird"[87].

Das Geschehen zwischen April 1945 und der Eröffnung der DAW 1946 war der akademiehistorischen Forschung lange Zeit nur in vagen Konturen bekannt. Dass diese Vorgänge, die zukunftsentscheidend waren, inzwischen weitgehend entschlüsselt worden sind, ist in hohem Maße den Untersuchungen von Peter Nötzoldt zu danken. Sie haben gezeigt, dass der Weg zur „Forschungsakademie" durchaus nicht so glatt verlaufen ist, wie er rückblickend erschien und wie er wohl auch im Rückblick stilisiert wurde. Eine große Rolle dafür, dass die Akademie ihre Interessen überhaupt so massiv zur Geltung bringen konnte, dürfte die entschiedene Westverlagerung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewesen sein, die deren Generalverwaltung schon vor Kriegsende betrieben hatte und die den Versuch, über die Reste der Dahlemer Kaiser-Wilhelm-Institute Einfluss auf die KWG insgesamt zu gewinnen, ungeachtet des engagierten und durchaus geschickten Einsatzes von Robert Havemann von vornherein zum Scheitern verurteilte[88]. Ferner hat Nötzoldt gezeigt, dass es auch später, in der Frühzeit der DDR, recht potente Bestrebungen

87 Zit. in: Nötzoldt, Wolfgang Steinitz (wie Anm. 72), S. 279f.

88 Peter Nötzoldt, Wissenschaft in Berlin – Anmerkungen zum ersten Nachkriegsjahr 1945/46. – In: Dahlemer Archivgespräche Bd. 1. Hrsg. von Eckart Henning. Berlin 1996, S. 115–130, hier S. 116.

gegeben hatte, den bereits hergestellten Akademieverbund durch Gründung eines DDR-Analogons zur Max-Planck-Gesellschaft wieder aufzulösen[89].

Die ideologische Atmosphäre der DDR erzeugte eine starke Neigung, die eigene Entwicklung retrospektiv zu glätten und als einen ununterbrochenen, zielstrebig geführten Fortschrittsprozess darzustellen. Bei unseren heutigen Versuchen, die Geschichte der DAW bzw. der Akademie der Wissenschaften der DDR zu ergründen und historisch einzuordnen, erscheint es mir vor allem geboten, schnellen und einfachen Antworten (und erst recht Klischees) mit Skepsis zu begegnen. In der bezüglich dieses Gegenstandes bestehenden Erkenntnissituation ist die ausgesprochene Interpretationszurückhaltung, die Werner Schelers Buch auszeichnet, eine Tugend. Bevor wir zufriedenstellend antworten können, müssen wir lernen, die richtigen Fragen zu stellen. In institutionalgeschichtlicher Sicht lautet die wohl wichtigste Frage: War diese Akademie ein neuer Institutionentyp, oder war sie eher eine administrative Verbindung zweier bereits bekannter Arten von Institutionen, nämlich einer akademischen Gelehrtengesellschaft – also der Akademie im tradierten Verständnis dieses Wortes – und eines polydisziplinären Verbundes grundlagenorientierter Forschungsinstitute? Ich halte dies für ein echtes Forschungsproblem, nicht für eine rhetorische Frage, auf die man mit Deklarationen und Bekenntnissen antworten könnte. Die Antwort wird entscheidend davon abhängen, von welcher Beschaffenheit und welcher Intensität die Wechselbeziehungen zwischen der Gelehrtengesellschaft und ihren Organen – dem Plenum, den wechselnd geschnittenen Klassen und den zeitweilig bei den Klassen bestehenden Sektionen – auf der einen, den Instituten einschließlich der seit der Akademiereform bestehenden Forschungsbereiche auf der anderen und der zentralen Ebene (dem Präsidium sowie den zentralen Leitungs-, Polit- und Dienstleistungseinrichtungen) auf der dritten Seite tatsächlich waren. Ehe man dies nicht zumindest für einige Fachgebiete über mehrere Jahrzehnte hinweg mit Sachkenntnis und Akribie untersucht hat, wird es keine gesicherten Antworten geben. Die aus eigener Zeitzeugenschaft stammenden Einsichten sind keineswegs gering zu achten; sie sind jedoch kein Ersatz für

89 Nötzoldt, Wolfgang Steinitz (wie Anm. 72); Peter Nötzoldt, Der Weg zur „sozialistischen Forschungsakademie". Der Wandel des Akademiegedankens zwischen 1945 und 1968. – In: Naturwissenschaft und Technik in der DDR. Hrsg. von Dieter Hoffmann und Kristie Macrakis. Berlin 1997, S. 125–146, hier S. 136f.

distanzierte, quellenkritische historische Forschungsarbeit, die nicht allein persönliches Engagement der Bearbeiter, sondern auch finanziellen Aufwand erheischt. Zugleich sollte das Bewusstsein der Vorläufigkeit des eigenen Urteils über erlebte Geschichte auch keinen redlichen Wissenschaftler dazu verleiten, mit diesem Urteil hinter den Berg zu halten, zumal im Fluss der Entwicklung jedes einmal erreichte Niveau – also auch das solideste Forschungsergebnis und das solideste Lebenswerk – immer nur ein vorläufiges sein kann.

Der Gedanke, dass einer akademischen Gelehrtengesellschaft – also einer Vereinigung hochrangiger, ausschließlich nach Talent und Leistung ausgewählter und aus unterschiedlichen Disziplinen und Institutionen stammender Wissenschaftler – eigene Forschungskapazitäten zur Disposition gestellt werden, enthält ein enormes innovatives Potenzial. Freilich ist damit noch offen, wie ein solches Arrangement organisatorisch am besten herzustellen ist und wie es funktionieren soll, und wahrscheinlich gibt es mehr als eine Möglichkeit, diese Idee sinnvoll umzusetzen. Etwas institutionell Neuartiges und dabei zugleich Akademiespezifisches wäre aber mit einer solchen Realisierung nur dann verbunden, wenn Gedanken, die im Diskurs der Gelehrtengesellschaft entstehen, zur näheren Elaboration an solche zugeordneten Forschungskapazitäten überwiesen und dort, unter ständiger Rückkopplung mit der Gelehrtengesellschaft, bis zu einem bestimmten Punkt oder auch bis zur vollständigen Lösung forschend bearbeitet würden. Der ursprüngliche Ansatz der DAW, den Klassen die wissenschaftliche Verantwortung für die Institute zu übertragen, wies in diese Richtung. Dies stellt auch Scheler fest: „Mit der Betreuung der Forschungsunternehmen und der neuen Institute *übernahmen die Klassen forschungsleitende Funktionen* innerhalb der Akademie. Zu diesem Zeitpunkt, wie noch einige Jahre später, konnte am ehesten von einer *Forschungs a k a d e m i e* gesprochen werden, solange also die Forschungsleitung direkt von der Gelehrtengesellschaft ausgeübt wurde". Mit der 1957 erfolgten Bildung der „Forschungsgemeinschaft der naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Institute der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" wurde den Klassen diese Kompetenz entzogen; damit „vollzog sich, in Bezug auf die Leitung der Forschungsarbeit, definitiv der Ausstieg aus der Konzeption einer echten Forschungs*akademie* in Richtung auf einen institutionalisierten Forschungs*verband*, der organisato-

risch von der Gelehrtengesellschaft entkoppelt war"[90]. Für die Geistes- und Sozialwissenschaften folgte die entsprechende Regelung mit der 1964 konstituierten „Arbeitsgemeinschaft der gesellschaftswissenschaftlichen Institute und Einrichtungen".

Heute wird aber wohl niemand sicher sagen können, ob die Verantwortung der Klassen für die Institute, solange sie de jure galt, auch de facto die Gestalt einer lebendigen permanenten Wechselwirkung zwischen beiden hatte. Gemeint ist hier mehr als die kompetente Leitung eines Instituts durch ein Akademiemitglied, das einer bestimmten Klasse angehört und vor dieser von Zeit zu Zeit über die Arbeit des Instituts berichtet. Von einer Forschungsakademie als neuartigem Institutionentyp wäre dann zu sprechen, wenn die Forschungsprobleme und -orientierungen eines solchen Instituts aus dem Diskurs der Klasse (oder der gesamten Gelehrtengesellschaft) herauswachsen und insofern ein kognitives Kollektivprodukt einer akademischen Gemeinschaft von Gelehrten sind. Ob und in welchem Ausmaß es dies gegeben hat, kann nur durch seriöse historische Forschung ermittelt werden.

Von der Instituteausstattung der frühen DAW wird man kaum behaupten können, dass ihr Profil aus wissenschaftlichen Diskursen innerhalb der Gelehrtengesellschaft hervorgegangen sei. Bei den Instituten und Arbeitsstellen, die schon vorher vorhanden waren und der Akademie angeschlossen wurden, konnte das ohnehin nicht der Fall gewesen sein, und bei vielen Neugründungen technischer und naturwissenschaftlicher Institute – vom Institut für Bauwesen, aus dem sich später die Bauakademie entwickelte, bis zu den chemischen Instituten – waren, wie die zeitgenössischen Berichte von Josef Naas nahe legen, volkswirtschaftliche Bedürfnisse das treibende Motiv[91]. Dies muss indes kein Hindernis gewesen sein, um mit der Zeit ein diskursives Wechselverhältnis zwischen dem wissenschaftlichen Leben der Gelehrtengesellschaft und dem Forschungsbetrieb der Institute herzustellen. Zumindest dürfte die Akademie gelernt haben, den enormen und angesichts der Nachkriegsnöte und der Schwierigkeiten der Aufbaujahre auch begreiflichen Druck wirtschaftlicher Erfordernisse, der mit den staatlichen Investitionen in ihre Forschungs-

90 Scheler, Von der Deutschen Akademie (wie Anm. 84), S. 102, 108.

91 Josef Naas, Bericht über die Arbeit der Akademie ab 1. August 1946. – In: Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1946–1949. Berlin 1950, S. 45–126, hier S. 92–96.

kapazitäten einherging, auf ihre Weise aktiv zu verarbeiten und in für sie akzeptable institutionelle Arrangements und Forschungsprogramme umzusetzen[92].

Im Laufe der fünfziger Jahre überschritt die DAW zu Berlin jedoch hinsichtlich der Größe und Vielgestaltigkeit ihres Forschungspotenzials die kritische Grenze, jenseits derer es auch bei geschicktestem Arrangement nicht mehr möglich war, den Forschungsbetrieb des Instituteverbundes an die Bewegung der kognitiven Diskurse in der Gelehrtengesellschaft zu binden und gleichsam als das ausführende Organ dieser Bewegung zu gestalten. Ob und inwieweit eine solche Gestaltung vor dem Erreichen dieser Schwelle tatsächlich stattgefunden hat, das ist, wie schon bemerkt, nur auf dem Wege historischer Exploration zu erfahren; von nun an dürfte sie auch objektiv nicht mehr möglich gewesen sein, jedenfalls nicht mehr für den gesamten Instituteverbund, sondern höchstens noch exemplarisch, für dieses oder jenes Problemfeld.

Konnte man die DAW in ihrer Frühzeit als eine Gelehrtengesellschaft mit zugeordnetem Forschungspotenzial betrachten, so schlug sie späterhin in eine Forschungsorganisation mit zugeordneter Gelehrtengesellschaft um. Es ist eine sinnvolle historische Forschungsaufgabe, diesen Umschlag chronologisch genauer zu bestimmen, seine Mechanismen zu analysieren und seine Konsequenzen auszuloten. Die Entwicklung ihrer Gelehrtengesellschaft gehört voll und ganz in die Akademiegeschichte, zumal diese Gesellschaft alle traditionellen Funktionen weiterhin erfüllte. Die Entwicklung der Gesamtinstitution hingegen geht, obwohl der *Name* „Akademie" alle in ihrem Rahmen ablaufenden Aktivitäten deckte, *begrifflich* über die Grenzen von Akademiegeschichte hinaus; es war die Geschichte einer komplexeren Institution, für die bisher kein adäquater Begriff geschaffen worden ist. Diese Differenzierung erscheint mir wichtig, weil man der Entwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR nicht gerecht wird, wenn man sie allein unter dem Blickwinkel von Akademiegeschichte betrachtet.

Für Wissenschaftsforschung und Wissenschaftspolitik ergibt sich im Anschluss an diese historischen Überlegungen eine wesentliche Frage. Das zumindest in der früheren deutschen Wissenschaftsgeschichte und insbesonde-

92 Werner Scheler, Die Akademie und die naturwissenschaftlich-technische Forschungspolitik der DDR. Bemerkungen zur Entwicklung bis 1957. – In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 15, Jg. 1996, H. 7/8, S. 125–145.

re auch in der Wissenschaftsgeschichte der Bundesrepublik vor 1990 vorherrschende institutionelle Entwicklungsmuster ist – wie bereits bemerkt – das der funktionellen Ausdifferenzierung: Differente, auf unterschiedliche Praxen gerichtete Funktionen von Wissenschaft tendieren dazu, sich in gesonderte Typen von Institutionen auseinander zu legen. Kann es Konstellationen geben, in denen umgekehrt eine funktionelle Integration vorzuziehen ist? Die Entwicklung der DDR-Akademie begünstigte derartige Integrationen, verschiedene ihrer naturwissenschaftlichen und naturwissenschaftlich-technischen Institute hatten ein funktionelles Profil, das – in Termini der westdeutschen Institutionenlandschaft ausgedrückt – einer Fusion von Max-Planck-Instituten, Fraunhofer-Instituten und Industrieforschungsinstituten entsprach. Werner Meske und Jochen Gläser haben in einer empirisch-soziologischen Studie mehrere solcher Institute untersucht. Sie wiesen innerhalb derartiger Institute die Existenz interessanter dynamischer Gleichgewichte zwischen unterschiedlichen Forschungstypen nach. Diese Institute standen zu ein und derselben Zeit in mehreren, unterschiedlich gerichteten Funktionszusammenhängen. Dadurch waren die Gleichgewichte der Forschungstypen einem Desintegrationsdruck ausgesetzt, dem keineswegs jedes Institut widerstehen konnte. Wo es aber gelang, die Gleichgewichte aufrechtzuerhalten, resultierten mitunter ungewöhnlich fruchtbare Konstellationen[93]. Die Autoren konstatierten übrigens auch, dass die untersuchten Institute auch unter institutionellem Aspekt Individuen und keineswegs nur Exemplare eines genormten Einheitsschemas darstellten. Es sind solche unterhalb der politischen Oberfläche liegenden Forschungsfragen, bei deren Verfolgung das Studium der entschwundenen Akademie der Wissenschaften der DDR wertvolle Beiträge zur Gestaltung künftiger Wissenschaftslandschaften liefern kann.

5. Fazit: Akademische Optionen und Perspektiven

Aus den vorgetragenen Überlegungen möchte ich nun – vorsichtig, tentativ und vorschlagsweise – drei Konsequenzen für die mögliche Rolle von Akademien im einundzwanzigsten Jahrhundert ziehen.

93 Jochen Gläser/Werner Meske, Anwendungsorientierung von Grundlagenforschung? Erfahrungen der Akademie der Wissenschaften der DDR. Frankfurt a.M./New York 1996.

1. Der *kommunikative, vermittelnde Aspekt* der Akademien tritt mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems als deren Folge und Desiderat so stark in den Vordergrund, dass er zu ihrer dominanten, vielleicht sogar ihrer eigentlichen Funktion wird; er ist unter den tradierten Funktionen von Akademien die einzige, die mit der Pluralisierung des wissenschaftlichen Institutionengefüges nicht von anderen Typen von Einrichtungen beansprucht und streitig gemacht wird, sondern im Gegenteil tendenziell an Bedeutung gewinnt. Der herkömmliche fächerübergreifende, interdisziplinär vermittelnde Charakter des akademischen Diskurses wird zunehmend ergänzt und überlagert von seiner institutionenübergreifenden, interinstitutionell vermittelnden Wirksamkeit. Akademien sind disponiert zu Fermenten des nichtadministrativen und nichthierarchischen, allein auf dem Austausch von Ideen beruhenden und dabei nicht nur situativen, sondern permanenten Zusammenhalts von *polyinstitutionellen Wissenschaftslandschaften*. Dabei müssen diese Landschaften keineswegs ausschließlich nach dem Prinzip der geographischen Nähe geordnet sein; die heute und erst recht künftig verfügbare Kommunikationstechnik dürfte es ermöglichen, dass Akademien auch länder- und kontinenteüberbrückend als „virtuelle" Kommunikationsräume funktionieren, dem von Diana Crane schon 1972 beschriebenen Organisationsprinzip der „invisible colleges" entsprechend[94]. Es dürfte von der eigenen Entscheidung der Wissenschaftler abhängen, auf welche Weise sie vom technisch Möglichen Gebrauch machen und ob regelmäßige persönliche Zusammenkünfte am Ort auch in fernerer Zukunft den unersetzlichen Kern jeglicher Akademietätigkeit bilden werden.

2. Die *Praxis*, die in der Tätigkeit der Akademien dominant reflektiert wird und die die primäre Referenzebene der akademischen Diskurse darstellt, ist die *Praxis der Wissenschaft selbst* – auf einer Ebene, die die Totalität ihrer Beziehungen zu anderen Sphären der Gesellschaft und damit ihre *kulturelle Position* einschließt. Akademien sind Instanzen, deren strukturelle Voraussetzungen ihnen eine besondere Eignung verleihen, das *Wissenschaftsverständnis der Zeit* im Diskurs zu artikulieren und zu problematisieren. Man könnte es auch so ausdrücken, dass es die vornehmste Aufgabe von Akade-

94 Diana Crane, Invisible Colleges. Diffusion of Knowledge in Scientific Communities. Chicago 1972.

mien sei, die *wechselseitige Aufklärung von Wissenschaft und Gesellschaft über einander* zu vermitteln – in dem Sinne, in dem Herbert Hörz in seinem Sozietätsvortrag vom Januar 1999 und der erweiterten Publikationsfassung dieses Vortrages von Wissenschaft als Aufklärung gesprochen hat[95] –, wenn man dabei sorgfältig beachtet, dass hier eine Auffassung von Aufklärung unterstellt ist, die avantgardistische Führungs- und Belehrungsansprüche ausschließt, sich nicht monologisch, sondern dialogisch und reflexiv versteht und nicht nur gesichertes Wissen, sondern mit gleichem Recht auch Problemwahrnehmungen und Besorgnisse transportiert, die nicht nur dann in Aktion tritt, wenn sie beruhigen kann, sondern auch dann, wenn sie alarmieren muss. Dazu brauchen Akademien eine hinreichende, medial unterstützte Präsenz in der *Öffentlichkeit*, und sie müssen imstande sein, die Aufmerksamkeit der *Politik* zu erreichen. Die akademische Agenda, die öffentliche Aufmerksamkeit beanspruchen kann, betrifft insbesondere:

- den Hinweis auf *Zukunftschancen*, die der Gesellschaft aus Entwicklungen der Wissenschaft erwachsen, auf Desiderate, die erfüllt werden sollten, um solche Chancen überhaupt nutzen zu können, und auf Blockaden (auch im System von Forschung und Lehre selbst);
- den Hinweis auf *Risiken*, die mit Entwicklungen der Wissenschaft einhergehen,die sachliche Erwägung solcher Risiken und der Möglichkeiten ihrer Prävention;
- den Hinweis auf *Alternativen* zwischen unterschiedlichen Möglichkeiten in der weiteren Entwicklung der Wissenschaft und der wissenschaftsbasierten Praxen, die Erwägung solcher Alternativen und das Formulieren von Argumenten und Standpunkten zu anstehenden Entscheidungen.

Selbstverständlich können Akademien nicht schweigen, wenn sich bereits ein *Problemstau* eingestellt hat, wie es gegenwärtig bei der Erkenntnis und Bewältigung der gesellschaftlichen Implikationen der Komplexe Biowissenschaften/Biotechnologie (und dabei insbesondere: Genetik/Gentechnik) oder Informatik/Informations- und Kommunikationstechnologie der Fall ist. Hier nehmen sie in schon entfalteten Diskussionszusammenhängen Stellung. Ihren eigentlichen Wert aber würden sie erweisen, wenn es ihnen gelänge, als *Detektoren für gerade erst aufkommende Problemlagen* zu fungieren, zu

95 Hörz, Wissenschaft als Aufklärung? (wie Anm. 31), S. 15–26.

denen sich noch keine festen Meinungen herausgebildet haben, *frühzeitig* darauf aufmerksam zu machen und gegebenenfalls zu warnen, Diskussionen anzuregen und auf notwendige Forschungen zu drängen.

Dabei sollten Akademien verbreiteten Stimmungen entgegentreten, die eine wohlfeile Entlastung von beunruhigenden Problemlagen suchen, indem sie deren Verursachung einseitig der Wissenschaft und den Wissenschaftlern zuschreiben. Die Optionen, um die es hier geht und an deren Früherkennung Akademien teilnehmen sollten, sind allemal komplexe Phänomene dynamischer Wechselwirkungen innerhalb der Gesellschaft und zwischen Gesellschaft und Natur, in die Wissenschaft als agierendes und reagierendes Moment einbezogen ist; mit monokausalen Schuldzuweisungen kommt man solchen Phänomenen nicht bei. Dabei sollten sich die Akademien nicht allein mit jenen Risiken auseinandersetzen, die mit wissenschaftsbasierten Innovationen, also mit *erbrachten wissenschaftlichen Leistungen*, verbunden sind, sondern auch in aller Deutlichkeit sagen, welche Risiken für eine moderne Gesellschaft mit dem *Unterlassen wissenschaftlicher Leistungen* einhergehen, wie leichtfertig eine solche Gesellschaft die Axt an die Wurzeln ihrer Entwicklungsfähigkeit legt, wenn sie sich damit abfindet, dass an der Wissenschaft gespart oder dass die Wissenschaft durch den mediengeförderten Boom irrationaler Haltungen im allgemeinen Bewusstsein diskreditiert wird. So wenig es mir einleuchten will, dass der MPG-Präsident Hubert Markl auf der Festversammlung seiner Gesellschaft am 11. Juni 1999 Streichungen in den Sozialhaushalten für unvermeidlich erklärte, so vorbehaltlos möchte ich mich der folgenden von ihm in der gleichen Ansprache getroffenen Feststellung anschließen: „Bei der Erzeugung neuer Ideen, die immer auch der neuen Köpfe bedarf, bei der Gewinnung neuer Erkenntnisse, bei der Erkundung neuer Produktionsverfahren für Güter und Leistungen darf Einsparung jedenfalls *nicht* Vorrang vor der Erzeugung haben, denn Enthaltsamkeit mag vieles bewirken, nur nicht die Vermehrung dessen, was dringend vermehrt werden soll“[96].

Wenn Akademien die Aufgabe haben, aufkommende wichtige Problemlagen zur Sprache zu bringen, die von der Wissenschaft noch nicht hinrei-

96 Hubert Markl, Wissenschaften, Zukunft gestalten. Rede auf der Festversammlung in Dortmund am 11. Juni 1999. – In: Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1999. Göttingen 1999, S. 11–31, hier S. 14.

chend artikuliert, geschweige denn bewältigt sind, dann erweist sich als ein entscheidendes Feld akademischer Praxiswirksamkeit das Initiieren von *Forschungsstrategien* einschließlich des Erwägens von *Forschungsprioritäten*. Wie sehr hätten Akademien ihre Zukunftstauglichkeit unter Beweis gestellt, wenn sie in den 60er oder gar schon in den 50er Jahren mit ihrem geballten Sachverstand die drohende globalökologische Krise diagnostiziert und auf die Bereitstellung angemessener und weltweit vernetzter Forschungskapazitäten zur Untersuchung der aufkommenden Gefahr und der Möglichkeiten ihrer Prävention gedrängt hätten, statt allenfalls im Nachhinein auf die Alarmrufe des Club of Rome zu reagieren! In der Regel können Akademien die detaillierte Erforschung solcher Fragen nicht selbst übernehmen, doch sie können helfen, die Wissenschaft darauf zu orientieren, um so mehr, als ihre Stimme aus der Mitte der Wissenschaft selbst kommt und nicht von außen an die Wissenschaft adressiert wird. Im Vorfeld der westberliner Akademiegründung des Jahres 1987 sprach man in diesem Zusammenhang gern von der *„Spürnasenfunktion"*, die die geplante Einrichtung erfüllen sollte – dem *Aufspüren* wissenschaftlich und gesellschaftlich wichtiger Problemareale (vor allem solcher, die sich in einer monodisziplinären Optik nicht deutlich darstellen) und dem *Vermessen* dieser Areale bis zu einem Grad an Sicherheit, der eine Entscheidung darüber erlaubt, ob ihre weitere Bearbeitung systematischen Forschungsprogrammen außerhalb der Akademie überantwortet werden sollte[97]. Auch eine originelle Organisationsform hatte man dafür erdacht – die befristete interdisziplinäre Arbeitsgruppe, an der Akademiemitglieder und weitere Mitarbeiter beteiligt waren und die (das ist wesentlich!) nur zeitweise im direkten Kontakt ihrer Angehörigen an der Akademie tätig war, während dazwischen die Gruppenteilnehmer weiterhin an ihren Herkunftsinstituten arbeiteten und deren Ressourcen in Anspruch nahmen. Mit dieser Institutionallösung wurde die kommunikative, auf die interne Vernetzung von Wissenschaftslandschaften gerichtete Arbeitsweise der Akademie augenfällig. Solche Problemareale, für die es jeweils interdisziplinäre Arbeitsgruppen gab, waren beispielsweise: „Automatisierung, Arbeitswelt und künftige Gesell-

97 George Turner, Der Großrat der Spürnasen in der alten Italienischen Botschaft: Zur 750-Jahr-Feier erhält Berlin eine Akademie der Wissenschaften. – In: Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jahrbuch 1987 (wie Anm. 1), S. 177–184 (Nachdruck aus: „Die Welt" vom 31.1.987).

schaft", „Umweltstandards" oder: „Altern und gesellschaftliche Entwicklung" – aber auch „Wechselwirkungen zwischen Geometrie und Physik", „Wissenschaftssprache" oder „Vergleichende Kulturforschung". In einer Frist von etwa fünf Jahren sollten diese Problemfelder so weit erkundet sein, dass forschungsstrategische, politikberatende und weitere relevante Empfehlungen formuliert werden konnten[98]. Diese Akademie war ein interessantes wissenschaftsorganisatorisches Experiment, das einen Weg zeigte, wie unter Auflockerung der tradierten Formen akademischer Gelehrtengesellschaften, jedoch ohne Anlagerung permanenter Institute *akademiespezifische Aufgaben* erfüllt werden können. Es sei betont, dass es sich um *einen* Weg handelte, nicht etwa um *den* Weg, der von den Akademien der Zukunft obligatorisch beschritten werden sollte. Über den Erfolg des Experiments lässt sich nicht abschließend urteilen, da es im Jahre 1990 aus rein politischen Motiven abgebrochen wurde; die Ergebnisse aus der kurzen Lebenszeit der westberliner Akademie waren jedoch ermutigend.

Die Preußische Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Geschichte ebenfalls *Schrittmacherdienste* für die institutionelle Entwicklung der Wissenschaft geleistet. Auf eine epochale Pionierleistung dieser Art hat Conrad Grau 1996 in einer Studie über die Ursprünge des für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft konstitutiven sogenannten Harnack-Prinzips aufmerksam gemacht[99]. Über die kollektionierenden und editorischen Unternehmungen, die die Berliner Akademie im 19. Jahrhundert ins Leben rief, ist viel geschrieben worden, aber diese Unternehmungen wurden praktisch ausschließlich als eine Sonderform der Forschungsorganisation gesehen und weiter nichts. Aus der Darstellung Graus wurde nun deutlich, dass – in historischer Retrospektive betrachtet – in den akademischen Unternehmungen bereits die *Struktur des außeruniversitären Forschungsinstituts präformiert* war, wie es im späten 19. Jahrhundert als selbständiger Institutionentypus ins Leben trat. Die wichtigsten Organisationsprobleme eines solchen Instituts wurden in den Aka-

98 Horst Albach, Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin – ein Experte fürs Allgemeine. – In: Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jahrbuch 1987 (wie Anm. 1), S. 135–145.

99 Conrad Grau, Genie und Kärrner – zu den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition. – In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute (wie Anm. 9), S. 139–144.

demieunternehmungen praktisch durchgearbeitet: „Aufteilung einer Gesamtaufgabe in Teilarbeiten; Koordinierung der Teilarbeiten und Organisation dieser Koordinierung; die leitenden Ideen, die den Fortgang eines solchen Unternehmens regulieren; die Persönlichkeit, die diese leitenden Ideen formuliert und vertritt; die Autorität dieser Persönlichkeit, die ihr Durchsetzungsvermögen bestimmt, und die Eigenschaften, von denen diese Autorität abhängt"[100]. Wenn man bedenkt, dass die Serie dieser Unternehmungen 1815 begann, dann leuchtet unmittelbar ein, dass *zeitgleich* mit der Berliner Universitätsgründung und der mit dieser verbundenen Artikulation des *individuellen universitären Forschungsimperativs* (der berühmten „Einsamkeit und Freiheit", in der der Universitätsprofessor forschen sollte) ein anderer, dazu *komplementärer* Forschungstypus ins Leben trat: der *überindividuelle, kooperative* Forschungszusammenhang, der in Berlin zunächst die Form des akademischen Unternehmens, später auch die des außeruniversitären Forschungsinstituts annahm.

Man ersieht daraus, dass Akademien *in mindestens zweifacher Hinsicht* forschungsstrategisch wirksam werden können: durch das Eröffnen neuen Problemfelder auf der einen, durch das Erfinden und Erproben neuer Organisationsformen auf der anderen Seite; es gibt keinen Anlass zu der Befürchtung, dass auch nur in einer dieser beiden Richtungen die Potenz der Akademien erschöpft sein könnte.

Allerdings müssen die Akademien dazu auch die Kraft und den Mut zur *ständigen Selbsterneuerung* haben. Die typischen Aufgaben der gerade erwähnten akademischen Langzeitunternehmen waren im 19.Jahrhundert das Feld, auf dem sich im Schoß von Akademien eine wesentliche institutionelle Innovation entwickelte. Heute ist es nur noch eine Sache der Tradition, dass gerade solche Unternehmen als ein Akademiespezifikum angesehen werden und dass man meint, eine Akademie sei nicht wirklich akademisch, wenn sie nicht Vorhaben wie den Thesaurus Linguae Latinae oder die Kepler-Gesamtedition betreibt. Um nicht missverstanden zu werden: die große wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung der Traditionsunternehmen bleibt unbestritten, und unter Verhältnissen knapper Kassen kann man es nur begrüßen, wenn manche von ihnen unter dem Dach einer Akademie eine finanziell gesicherte Heimat gefunden haben, doch es gibt keinen erkennbaren systematischen

100 Laitko, Persönlichkeitszentrierte Forschungsorganisation (wie Anm. 9), S. 591.

Grund für die Annahme, dass sie einer größeren Nähe zu einer akademischen Gelehrtengesellschaft bedürften als ein biophysikalisches Laboratorium oder ein soziologisches Forschungsinstitut.

3. Die Möglichkeit von Akademien, durch Wahrnehmung ihrer kommunikativen Funktion im Wissenschaftssystem integrierend zu wirken, steht und fällt mit ihrer Fähigkeit, *das Ganze der Wissenschaft* zu repräsentieren. Das war immer eine selektive und damit problematische Repräsentation[101]. Schon um 1900 war es nicht mehr möglich, dass sie durch Vertretung sämtlicher vorhandenen Disziplinen mit jeweils mindestens einem Mitglied im Mitgliederbestand der Akademie erfolgen konnte; zusätzlich kompliziert sich das Problem der Repräsentativität, wenn es zweidimensional gefasst und dabei gefordert wird, dass auch alle wesentlichen Institutionentypen einer Wissenschaftslandschaft durch gewählte Mitglieder in der Akademie präsent sein sollen. Das ist um vieles schwieriger als die öffentlichkeitswirksame Quotierungsproblematik in politischen Parteien und Gremien. Bereits seit geraumer Zeit stehen die Akademien vor der Alternative, ihre universalistische Intention entweder ganz aufzugeben oder ihr auf eine verallgemeinerte Art treu zu bleiben, indem etwa an die Stelle der Forderung nach einer Vertretung sämtlicher Disziplinen das Prinzip der *exemplarischen Repräsentanz aller großen Disziplinengruppen* – also etwa der physikalischen Wissenschaften, der Geowissenschaften, der Sprachwissenschaften usw. tritt. Nach meiner Ansicht ist nur dieser zweite Weg gangbar, wenn die Akademie Akademie bleiben soll. Da die Wissenschaft ungeachtet aller beständig fortschreitenden Ausdifferenzierung dennoch ein kommunikativ verbundenes Ganzes ist, bedarf sie weiterhin der institutionellen Möglichkeiten, durch die sie diese ihre Ganzheit reflektieren kann. Der fortschreitend exemplarische Charakter der Repräsentanz dieser Ganzheit führt aber dazu, dass sich die verschiedenen Akademien *gegeneinander stärker individualisieren als in der Vergangenheit* – als eine nahezu triviale Konsequenz der sehr unterschiedlichen Kombinationen von Disziplinen in ihren jeweiligen Mitgliedschaften. Das ist eine sehr moderne Tendenz – die eindeutigen Hierarchien lösen sich auf, und die Ganzheit und Einheit der Wissenschaft reflektiert sich gedanklich und institu-

101 Lorraine Daston, Die Akademien und die Einheit der Wissenschaften. Die Disziplinierung der Disziplinen. – In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften im Kaiserreich (wie Anm. 50), S. 61–84.

tionell in einer Vielheit von Perspektiven. Übrigens zeigt sich eine parallele Tendenz bei den Universitäten; seitdem sie nicht einmal mehr danach streben können, den Kanon der Fächer und Studiengänge in klassischer Vollständigkeit anzubieten, individualisieren sich ihre Profile stärker, und dieser Trend würde vermutlich ein erfreulicheres Bild bieten, wäre er nicht durch die Fatalität der Sparzwänge auf der einen und durch die mit dem Massenbetrieb verbundenen Vergröberungen auf der anderen Seite pragmatisch verzeichnet. Immerhin, die Individualisierung der Profile lässt es nicht als zu überwindende Doppelung, sondern als eine begrüßenswerte Vermehrung der Vielfalt erscheinen, wenn es in einem urbanen Ballungsraum nicht nur eine sogenannte Volluniversität und dazu eine Technische Universität gibt – ein Zustand, den man seit langem als normal empfindet –, sondern zwei oder, wenn man auf andere Hauptstädte blickt, sogar eine noch größere Zahl von Volluniversitäten. So ist es in Berlin, und das Bild wird noch bunter, wenn man ohne Rücksicht auf artifizielle und vergängliche Ländergrenzen den gesamten Berliner Raum betrachtet und auch die Universität Potsdam mit in den Blick nimmt. In Berlin gibt es Raum für die Freie Universität und für die Humboldt-Universität. Es wäre durchaus unzeitgemäß, wenn beiden keine Gleichberechtigung gewährt wäre und etwa gar die eine gegenüber der anderen einen Alleinvertretungsanspruch erheben würde. Beide können sich zu Recht auf Humboldt berufen, auch wenn nur eine seinen Namen trägt, und beide sind doch so verschieden voneinander und werden, wenn sie gut beraten sind, diese Verschiedenheit hüten und ausbauen als ein Pfund, mit dem sich wuchern lässt.

Warum sollte eine so vielgestaltige Wissenschaftslandschaft, wie es die des Berliner Raumes ist, nicht zwei unterschiedlich profilierten Akademien Platz bieten? In der Tat gibt es ja diese zwei Akademien, beide begehen in diesem Jahr festlich das 300jährige Gründungsjubiläum der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften, beide können sich, obwohl nur eine seinen Namen trägt und in ununterbrochener Zuwahlkontinuität aus seiner Sozietät hervorgegangen ist, gemeinsam mit verschiedenen Akademien anderer Länder auf Leibniz' Vermächtnis berufen. Das ist eine beachtenswerte Bereicherung der geistigen Vielfalt dieser Stadt. Sie liegt, wie ich anzudeuten versucht habe, im generellen Trend der Ausdifferenzierung von Wissenschaftslandschaften, der nichts mit den Besonderheiten Berlins zu tun hat. Die besondere Geschichte dieser Stadt hat aber Bedingungen hervorgebracht,

die bestimmten Konsequenzen dieses Trends eine Chance geben, sich hier früher als andernorts zu manifestieren. Die Existenz zweier Volluniversitäten in Berlin war keine Folge von innerwissenschaftlichen Bestrebungen zur Vergrößerung der Institutionenvielfalt, sondern ein politisches Resultat der deutschen Spaltung; nichtsdestoweniger hat die Wissenschaft dieses Resultat so verarbeiten können, dass jene Vielfalt zunahm. Ebenso waren die jüngsten Brüche in der Berliner Akademiegeschichte keine Konsequenz interner Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems, sondern ein Nebenprodukt des politischen Vorgangs der deutschen Vereinigung und der unfairen Modalitäten ihres Vollzuges. Was aber letztlich herauskam – die parallele Existenz zweier Akademien –, ist wiederum eine Gelegenheit, die Vielfalt der Berliner Wissenschaftslandschaft auszubauen, und es wäre kurzsichtig, auch für die Wissenschaftspolitik dieser Stadt, eine solche Gelegenheit nicht als Chance zu begreifen und beim Schopf zu packen.

Als Gottfried Wilhelm Leibniz seinem einsamen Ende entgegenging, dürfte ihm das Schicksal seiner jahrzehntelang verfolgten Akademiepläne wenig Trost gewährt haben: Die meisten Anläufe waren gescheitert, und die einzige Gründung, die gelungen war – die Berliner Sozietät –, bot ein mediokres Bild, das von ihrer himmelstürmenden Programmatik denkbar unvorteilhaft abstach, und zudem war zwischen der Sozietät und ihm ein Verhältnis eingetreten, das mit dem Wort „Verstimmung" nicht deutlich genug charakterisiert ist und das man mit Hans-Stephan Brather wohl eher Entfremdung nennen sollte[102]. Müsste es ihm da – könnte er in seiner Monade ein Fenster zur Welt öffnen und auf das heutige Berlin blicken – nicht Genugtuung gewähren, dass seine Bemühungen an diesem Ort letztendlich gleich zweifach Frucht getragen haben? An unserem Eifer, verehrte Kolleginnen und Kollegen, soll es jedenfalls nicht fehlen, unserem geistigen *und* institutionellen Ahnherrn diese Genugtuung auch künftighin zu bereiten.

102 Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1697–1716. Hrsg. von Hans-Stephan Brather. Berlin 1993, S. XL–XLI.

Adolf von Harnack (1851–1930) als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Amtstracht der Senatoren um 1915

An der Amtskette des Präsidenten die silbervergoldete ovale Medaille mit dem Portrait des Kaisers, um den Hals am Band das Kreuz des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, zu dessen Vizekanzler er 1915 gewählt wurde und dessen Kanzler er von 1920 bis zu seinem Tode gewesen ist. Amtskette und Amtstracht wurden auf Weisung Wilhelms II. vom Generalintendanten der Kgl. Schauspiele Graf Hülsen-Haeseler entworfen und am 16. Januar 1911 verliehen: dunkelgrüner Samttalar mit schwarzseidenem Innenfutter, orangefarbenen Aufschlägen und goldenen Knöpfen, Kragen aus orangefarbenem Velvet; in der Rechten das dunkelgrüne, goldgebordete Samtbarett. (Photo: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin; Tuchproben und kolorierte Photographien befinden sich in den Akten des Geh. Staatsarchivs Dahlem, Rep. 76, Geheimes Zivilkabinett, 2.2.1. Nr. 21280).

Dazu Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in seinen »Erinnerungen 1848–1914« (Leipzig 1928, S. 257): „Die beiden Präsidenten [sic!] der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, A. von Harnack und Emil Fischer, trugen [auf der großen Cour bei Hofe] ein neu erfundenes Kostüm; respektlose Generale verglichen es mit dem Gefieder des Zeisigs."